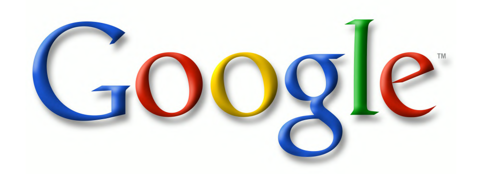
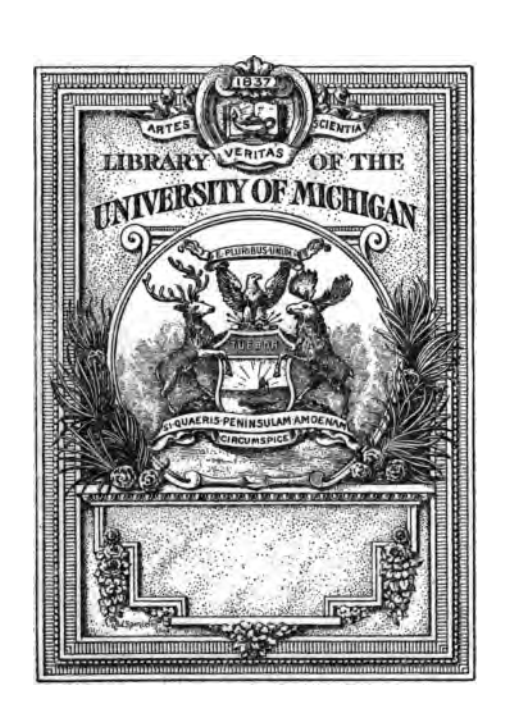



1837
ARTES
VERITAS
SCIENTIA
LIBRARY OF THE
UNIVERSITY OF MICHIGAN
E PLURIBUS UNUM
TUEBOR
SI QUAERIS PENINSULAM AMOENAM
CIRCUMSPICE



Von Luther bis Lessing.



Von Luther bis Lessing.

Sprachgeschichtliche Aufsätze

von

Friedrich Kluge.

Zweite durchgesehene Auflage.

Mit einem Kärtchen.

Straßburg
Verlag von Karl J. Trübner
1888.

G. Otto's Hof-Buchdruckerei in Darmstadt.

Rud. Hildebrand und Friedr. Zarncke

als Zeichen des Dankes

für vielfache Anregung und Belehrung.

Vorwort.

Daß ich hiermit einem größeren Publikum einige sprachgeschichtliche Aufsätze vorlege, welche zusammenfassen wollen, was Fachleute vor und seit Jak. Grimm über ein paar Probleme ermittelt haben, bedarf keiner näheren Begründung. Das lebendige Interesse für sprachgeschichtliche Fragen, welches ich in großen Kreisen unserer Gebildeten wahrnehme, hat mich ermutigt den Freunden deutscher Sprache abermals zu dienen.

Das erstarkte Nationalitätsgefühl weist uns immer von neuem wieder auf unsere Sprache hin. Das Lutherjubiläum, das zweite Centenarium der ersten Universitätsvorlesung in deutscher Sprache, die bevorstehende Feier von Huttens Geburtstag, die sprachschöpferische Gewalt unseres Reichskanzlers vergegenwärtigen uns gerade in diesen Jahren, was wir und unsere Sprache den Heroen unserer Geschichte danken. Was den Entwicklungsgang unserer Nation gehemmt, was ihn beschleunigt und gefördert hat, davon legen die folgenden Blätter Zeugnis ab. Sie wollen zeigen, warum Jak. Grimm unsere Schriftsprache einen protestantischen Dialekt genannt hat, warum erst seit etwa 1580 Luthers Sprache eine maßgebende Stellung erlangen konnte, warum der Gegensatz von Schriftsprache und Mundart erst nach der siegreichen Bekämpfung des Lateinischen ausgeglichen worden ist.

Dies Büchlein will keine deutsche Sprachgeschichte sein; zur Beruhigung fachwissenschaftlicher Gemüter sei es gesagt. Eine Reihe unverbundener Aufsätze behandelt hier einige Kapitel unserer Sprachgeschichte aus der Zeit von Luther bis auf Lessing, von Maximilian bis auf Friedrich den Großen. Von rein lautgeschichtlichen Erörterungen ist abgesehen, um das Interesse zunächst für die Hauptbewegungen zu wecken, die in den Kreisen der Theologen und Historiker bisher leider nur zu wenig Aufmerksamkeit gefunden haben.

Indem ich dies Büchlein aus den Händen gebe, erfülle ich eine angenehme Pflicht, wenn ich die große Liberalität deutscher Bibliotheksverwaltungen dankend rühme. Besonders hebe ich die Stuttgarter Bibliothek hervor, bei deren persönlicher Benutzung die Herren Professoren Herm. Fischer und Schott meine Nachforschungen lebhaft gefördert, und die Zürcher Stadtbibliothek, deren Schätze mir die Herren Dr. Escher und Staub auf das entgegenkommendste erschlossen haben. Daß an des letzteren Gelehrten reichen Dialektkenntnissen meine Bemühungen um die schweizerischen Sprachverhältnisse die lebhafteste Förderung erfuhren, erfüllt mich mit herzlicher Dankbarkeit gegen den hochverdienten Mann, dem die deutschen Fachleute für seine große Dialektarbeit zu ganz besonderem Danke verpflichtet sind. Das Zürcher Staatsarchiv erschloß mir Dr. Paul Schweizer, in dessen historischem Wissen ich vielfache Anregung und reiche Belehrung gefunden habe. In Leipzig konnte ich die wertvolle Bibliothek der Buchhändlerbörse durch die Liberalität des Herrn Consul Lorck benutzen. Hier am Orte hat mich Dr. Martins stets gefällige Hülfe kräftig unterstützt. Unermüdlichste Anregung und Förderung, geradezu die Teilnahme der Mitarbeit hat Dr. Reinhold Köhler in Weimar mit seinem umfassenden Wissen mir geschenkt. —

Die neue Auflage, deren Drucklegung Freundeshülfe mit mir geteilt hat, unterscheidet sich von der ersten nur in kleinen formellen und sachlichen Änderungen. Die freundliche Aufnahme, die dem Büchlein zu Teil geworden, äußert sich erfreulicherweise auch darin, daß seinem Verfasser von verschiedenen Seiten wertvolle sprachgeschichtliche Notizen zufließen. Sind manche neue Nachweise auch für eine spätere Verwertung zurückgelegt, so gereichen einzelne schon jetzt dem Büchlein zur besonderen Zierde. Und so wiederhole ich hier den herzlichsten Dank an die Freunde deutscher Sprachwissenschaft, die mich durch Anregungen und Nachweise gefördert haben.

Jena, 18. Oktober 1887. 18. März 1888.

F. Kluge.

Inhalt.

*

Wertvolle Quellenwerke und Hülfsmittel für neuhochdeutsche Sprachgeschichte.

Beiträge z. Gesch. der deutschen Sprache und Litteratur, herausgegeben von H. Paul und W. Braune, Halle 1875 ff.

J. F. **Degen**, Versuch einer vollständigen Litteratur der deutschen Übersetzungen der Römer, Altenburg 1794.

Chr. **Gottscheds** Beytr. z. krit. Historie der deutschen Sprache, Poesie und Beredsamkeit u. s. w. Leipzig 1732 ff.

G. F. **Grotefend**, Dr. M. Luthers Verdienste um die Ausbildung der hd. Sprache in den Abhandlungen des frankfurtischen Gelehrtenvereins für deutsche Spr. 1818 I, 24 ff.

J. J. **Mezger**, Geschichte der deutschen Bibelübersetzungen in der schweizerisch-reformirten Kirche, Basel 1876.

Joh. **Müller**, Quellenschriften und Geschichte des deutschsprachlichen Unterrichts bis zur Mitte des 16. Jahrhunderts, Gotha 1882.

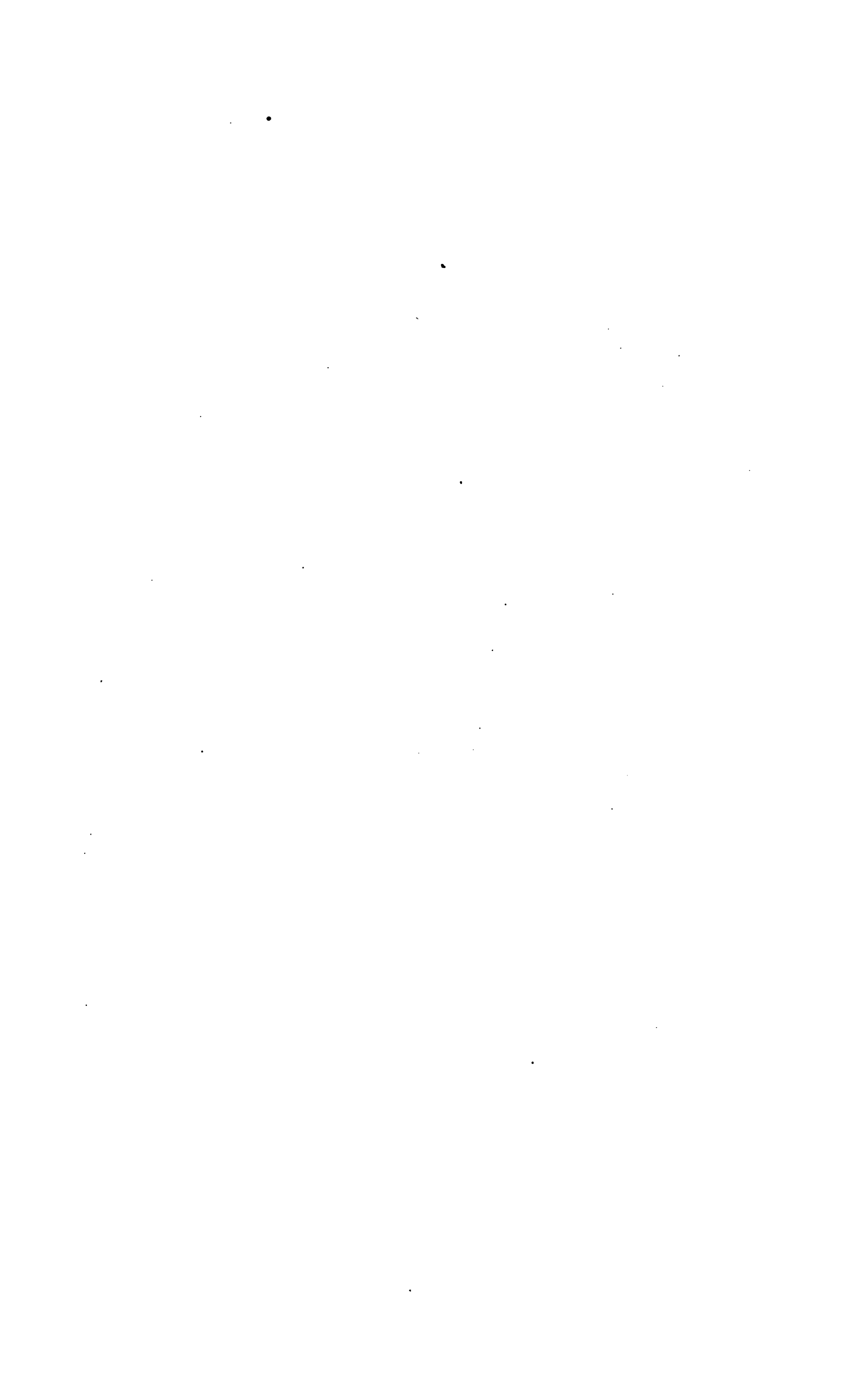
G. W. **Panzers** Entwurf einer vollständigen Geschichte der deutschen Bibelübersetzung Dr. M. Luthers. 2. Aufl. Nürnberg 1791.

P. **Pietsch**, M. Luther und die neuhochdeutsche Schriftsprache, Breslau 1883.

H. **Rückert**, Geschichte der neuhochdeutschen Schriftsprache, Leipzig 1875.

C. M. **Wiechmann**, Mecklenburgs andſ. Litteratur, Schwerin 1864—1885.

Fr. **Zarnckes** Ausgabe von Seb. Brants Narrenschiff, Leipzig 1854.



1.

Kirchensprache und Volkssprache.

Während des Mittelalters lag im ganzen Abendlande ein Bann auf den Volkssprachen. Überall herrschte das Latein; es ließ den altüberlieferten angeborenen Mundarten kaum irgend welchen Raum zur Entfaltung. Nur das isolirte England erhob sich früh zu einer nationalen Auffassung der Muttersprache. Weder im staatlichen noch im kirchlichen Leben herrschte dort das mittelalterliche Latein; in Kanzleien und im Gottesdienst war die angestammte Sprache heimisch; die gelehrte wie die Volksbildung fand in der Muttersprache ihren Mittelpunkt. Kein Wunder, daß England der Kultur des Kontinents mehr als ein Jahrhundert vorausgeeilt ist.

Der Kontinent dagegen gewährt gleichzeitig einen weniger erfreulichen Anblick. Lateinisch waren hier die Urkunden, lateinisch die Messe; Kirche und Staat unterdrückten einmütig die Volkssprachen. In Frankreich und in Spanien wird dem Latein erst im 13. Jahrhundert in den Kanzleien durch die Landessprachen der Rang streitig gemacht, und in demselben Jahrhundert verliert es auch bei uns seine Alleinherrschaft.

In Deutschland gehen aus den kaiserlichen Kanzleien vereinzelt seit 1238 deutsche Urkunden hervor. Unter Rudolf von Habsburg werden mehrere Reichsabschiede in deutschen Originalen abgefaßt. Die folgenden Jahrhunderte legen diesem Kaiser eine maßgebende Bedeutung für den Umschwung in der Stellung der

deutschen Sprache bei: er sollte auf dem Nürnberger Reichstage von 1274 Deutsch als Urkundensprache anbefohlen haben. Aber erst mit Ludwig dem Baier wird das Deutsche dem Latein gleichberechtigt. Es ist nicht klar, ob bestimmte Ursachen diesen Umschwung in der Stellung der deutschen Sprache in den kaiserlichen Kanzleien veranlaßt haben. Ernst Wülcker, der unter Ludwig dem Baier anfänglich noch dem Latein eine weite Bedeutung als Urkundensprache beilegt und erst mit dem dritten[1] Jahrzehnt des 14. Jahrhunderts eine große Zunahme der deutschen Urkunden konstatirt, bringt jenen Umschwung in Zusammenhang mit dem Streite Ludwigs gegen den Papst; der Gegensatz von Deutschtum und Romanismus soll mitgewirkt haben, die langsam um sich greifende deutschsprachliche Bewegung zu beschleunigen.

Ihren Abschluß erreichte sie erst im 16. Jahrhundert, als ein heftiger Kampf gegen das Latein als Kirchensprache entbrannte.

An der Kirche hatte das Latein einen wesentlichen Rückhalt. Die kosmopolitischen Tendenzen Roms erforderten eine internationale Sprache. Das Latein war das äußere Erkennungszeichen der päpstlichen Weltherrschaft. Wie dem Papsttum in seinen Anfängen das altrömische Reich und die altrömische Sprache die Wege zur Eroberung des ganzen Abendlandes gebahnt hatten, so war später die mittelalterliche Weltsprache durch das Papsttum zu einer weltgeschichtlichen Macht geworden. Die kosmopolitische Kirche hätte auf alles andere eher verzichtet als auf ihre Sprache, welche fast zwei Jahrtausende hindurch eine große Rolle glanzvoll durchgeführt hatte. Deutschland aber fühlte den Druck der Kirchensprache um so schwerer, als mit dem erwachenden Nationalbewußtsein die kaiserlichen Kanzleien der Muttersprache die Sanktion gegeben hatten. Für Predigt und Gemeindegesang war das Deutsche mehr erlaubt als offiziell empfohlen. Stillschweigend gestattete die Kurie der Volkssprache einen bescheidenen Anteil am Gottesdienst, um

[1] Schon die Basler Otfridausgabe von 1571 setzt um das Jahr 1330 den Umschwung. Im übrigen Beiträge IV, 4.

mit desto größerer Entschiedenheit dem Latein die maßgebende Stellung zu sichern. Das heilige Meßamt durfte nur in lateinischer Sprache zelebrirt werden. Zwar hatten Slaven von Rom aus das Zugeständnis erlangt, den ganzen Gottesdienst in der Volkssprache halten zu dürfen. Deutschland, dem römischen Stuhle näher, konnte sich der fremdsprachlichen Herrschaft nicht erwehren, solange das Latein auch unsere amtliche Reichssprache war. Was den Slaven eine päpstliche Bulle gestattet hatte, darauf wollte die Kirche bei uns nicht eingehen, solange Kaiser und Reich mit ihr gemeinschaftlich nur das Latein als amtliche Sprache des Abendlandes gelten ließen.

Die Kirche verweigerte der Volkssprache die Sanktion. Es ist wahr, päpstliche Dekrete liegen nicht vor, die den ausschließlichen Gebrauch des Latein für alle religiösen Zwecke verlangen. Aber die weit verbreitete Opposition gegen deutsche Erbauungsbücher, zumal gegen deutsche Bibeltexte, zeugt für die Geringschätzung, mit der die angestammte Sprache unseres Volkes zurückgedrängt wurde.

Der Pfaffenkaiser Karl IV. erließ 1369 ein Verbot gegen alle Bücher, welche in deutscher Sprache von den heiligen Schriften handelten. 1486 verbot Erzbischof Berthold von Mainz bei Strafe der Excommunication den Druck deutscher Bibelübersetzungen; und dieses Verbot scheint nicht ohne Wirkung gewesen zu sein.[1] 1511 erklärt Gailer von Kaisersberg es für gefährlich, „daß man die Bibel zu teutsch druckt“. Und Emser, der Luthers neues Testament für katholische Kreise bearbeitete und als eigene Arbeit in ein paar Ausgaben veröffentlichte, ist noch am Ende seines Lebens im Unge-

[1] Der Wortlaut des Mandats bei Gudenus Cod. Diplom. anecdotorum IV, 474 sowie bei Ludw. Keller Die Waldenser und die deutschen Bibelübersetzungen S. 69; über den Erfolg des Mandats Osk. Hase Die Koberger S. 244, wo darauf hingewiesen wird, daß weniger Bibelausgaben zwischen 1485—1522 erschienen als vorher. Im übrigen verweise ich für die obige Darstellung auf die bekannten Schriften von Haupt, Jostes und Keller, ohne mich in die Bibelcontroverse einzulassen.

gewissen, „ob es gut oder bös sei, daß man die Bibel verdeutschet und dem gemeinen ungelarten Mann fürlegt".[1]

In solchen Thatsachen spiegelt sich der Standpunkt der Kirche wieder. Sie trat nicht nur nicht für das Ansehen der Muttersprache ein, die allein Trägerin wahrer Volksbildung sein kann, sondern verpönte sogar die deutschen Erbauungsschriften. Wie die Geistlichkeit von deutschen Missalien um das Jahr 1470 dachte, lehrt ein Konflikt zwischen einem Dominikanerprior von Zütphen und Johann Busch; jener verpönte die deutsche religiöse Litteratur, dieser trat für sie ein, ließ sich aber vom Dominikaner überreden, daß solche Bücher doch gefährlich seien.

Persönlichkeiten wie jener Zütphener Dominikaner waren nicht selten. Wir werden später einen Dominikaner in der Schweiz kennen lernen, der 1520 gegen alle deutschen religiösen Schriften predigte; ein anderer, Augustin von Getelen, wütete im Winter 1525/6 in Hamburg gegen die Verbreitung des neuen Testaments in der Volkssprache. Bei solchem Verhalten der Mönche und der Geistlichkeit kann es uns nicht Wunder nehmen, daß in allen Schichten unseres Volkes der Glauben herrschte, die Kirche verpöne alle deutschen Erbauungsschriften und verketzere damit die deutsche Sprache.

Schon um 1430 regt sich zu ihren Gunsten im Kreise der Brüder vom gemeinen Leben eine Stimme. Gerhard Zerbold beklagt es, daß den Laien die Lektüre deutscher Bibeln verboten sei. Und 1514 tritt ein Plenarium für religiöse Bücher in der Volkssprache ein: „Hast du gute Bücher, lies sie an dem Sonntag nach der Predig, nach dem Nachtessen und unterweis dein Gesind; es solt kein Mensch sein, er solt haben das heilige Evangelium bei ihm in seinem Haus". Es ist eine vereinzelte Stimme, die mit so warmen eindringlichen Worten deutsche Lektüre und deutsche Erbauungsbücher empfiehlt, wir werden ihr aber erst dann Gewicht

[1] Vgl. die 3. Auflage 1529 Blatt 210.

beimessen dürfen, wenn man uns zeigt, daß der Verfasser des Plenariums damit auf dem Boden päpstlicher Dekrete steht.

Innerhalb der Kirche war kein Umschwung zu Gunsten der Volkssprache zu erwarten. Nur der Bruch mit der Kirche machte einen Bruch mit der Herrschaft des Latein möglich. Und unserm Reformator gelang beides. Mittelst der Muttersprache besiegte er das Pabsttum und wurde damit der größte Vorfechter des Deutschtums. Als er die entscheidende Bedeutung der Muttersprache für unsere Bildung und die Gefährdung des nationalen Lebens durch die Herrschaft des Latein erkannt hatte, schuf er geistige Nahrung, die für alle bestimmt war, zumal für diejenigen, denen die christlichen Seligpreisungen das Himmelreich versprechen. Fortan sind die Laien nicht mehr von den heiligen Schriften ausgeschlossen. Ihnen gilt des Reformators Thätigkeit ganz besonders. Ihnen wird die deutsche Bibel geschenkt; die deutschen Kirchenlieder und der kleine Katechismus sind für sie bestimmt; die lateinische Messe wird durch eine deutsche ersetzt,[1] damit auch der Ungebildete den Handlungen des Gottesdienstes mit Verständnis folgen könne.

Seit dem November 1525 herrschte in Wittenberg die deutsche Messe, nachdem bereits seit dem Anfange des Jahres 1522 die Reform des Gottesdienstes daselbst begonnen war. Eingeleitet hat sie Luther 1520 durch die Schrift vom heiligen Sakrament. „Wollt Gott, so rief er damals aus, daß wir Deutschen Meß zu deutsch läsen und die heimlichsten Wort aufs aller höhest süngen! Warum sollten wir Deutschen nicht Meß lesen auf unser Sprache, so die Lateinischen, Griechen und viel andre auf ihre Sprach Meß halten“?

Was Luther hiermit angeregt, hat sich bald in der Messe verwirklicht. Überall finden seine Reformideen Anklang, überall werden Thesen im Sinne seiner Ansichten verhandelt. „Es ist viel besser, ein einigen Vers eines Psalmen nach eins jeden Lands Sprach dem Volk zů vertolmetschen, dann fünf ganz Psalmen in fremder Sprach singen und nit von der Kirchen verstanden werden. Hier verschwinden Mettin, Prim, Terz, Sext, Non, Vesper, Completen und Vigilien“ — so lautet eine These, die 1524 Dr.

Balthasar Hubmeier aus Friedberg für ein Religionsgespräch zu Waldshut vorschlug.[1] Etwa gleichzeitig versuchten in Zwickau einige Prediger vergebens die dortigen Klosterbrüder zu einem Religionsgespräch zu bewegen, wozu u. a. die These aufgestellt war: „Dieweil Lateinisch Sprach unbekannt, thun die wohl und recht, die in der Tauf, Messe und Gesang deutscher Sprach brauchen".[2] Von der großartigsten Wirkung aber war es, als Bischof Georg von Polenz Weihnachten 1523 in der Domkirche zu Königsberg über denselben, die Gemüter erregenden Gegenstand predigte: „Es ist ie ein seltsam Ding, daß wir Christen an die lateinische Sprache gebunden seind. Es ware nit befolhen, allain lateinisch zu reden und taufen, ja es ist aus sunderlichem Rate göttlicher Majestät geschehen, daß kain Evangelist, auch kain Apostel noch Evangelion noch Epistel zů Latein geschrieben hat".[3]

Oecolampadius hatte 1522 auf der Ebernburg Epistel und Evangelium im Meßamt der Gemeinde deutsch vorgelesen. Die Vorwürfe, die ihm dieser Anschluß an Luthers Ideen zugezogen, entkräftigte er in einem lateinischen Sendschreiben an Caspar Hedio, das sofort auch verdeutscht wurde.[4] Überhaupt förderte Oecolampadius die Stellung der Volkssprache im kirchlichen Leben auf alle mögliche Weise. Aufsehen scheint gemacht zu haben, daß er bei den Kranken eine deutsche Litanei las.[5] Er hatte bereits 1521 bei der Übersetzung der Schrift „ein sonderliche Lehre und

[1] Achtzehen Schlußrede, so betreffende eyn gantz christlich Leben, waran es gelegen ist, disputirt zu Waldshůt von Doctor Balthasar Friedberger 1524; die obige These ist die zehnte.

[2] Unterricht und Warnung an die Kirch zů Zwickau mit etzlichen Artikeln dem Klostervolk doselbst angeboten und von ihnen unbillig abgeschlagen. Zwickau.

[3] Ein Sermon des wirdigen in Got Vaters Herren Georgen von Polenz, Bischof zů Samland 1524. Vgl. Tschackert in den kirchengeschichtlichen Studien, Herm. Reuter zum 70. Geburtstag. Leipzig 1888. S. 145 ff.

[4] Ain schöne Epistel Oecolompadii an Caspar Hedion. Ebernburg (übersetzt von Joh. Diepolt zu Ulm) 1522.

[5] Joh. Büchstab Eigentliche und gründliche Kundschaft 1528 G iii.

Bewehrung“ rc. die Bedeutung der deutschen Sprache hervorgehoben und die Papisten gestraft, welche das Wort Gottes den Laien vorenthielten, um die Perlen nicht vor die Säue zu werfen. Später, als die Reformirten 1526 zu Basel in der St. Martinskirche deutsche Psalmen zu singen anfingen, gelang es seinem Einfluß, den ehrsamen Rat, der anfänglich die Neuerung verboten hatte, durch eine schriftliche Supplikation dafür zu gewinnen.[1]

Wo immer sonst die Reformation festen Fuß faßt, übt die deutschsprachliche Bewegung auf die Gewinnung der Laien den wesentlichsten Einfluß, und die Stellung der Muttersprache im Gottesdienst muß überall da verteidigt werden, wo die neue Lehre verteidigt wird. In Nürnberg war 1524 mit der Reformation auch die deutsche Messe, deutsche Episteln und Evangelien, auch deutsche Kindertaufe eingeführt; die beiden Pröpste, denen Nürnberg den Anschluß an die Reformation dankt, hatten sich noch im selben Jahre vor dem Bischof von Bamberg auch wegen ihrer Anwendung der Volkssprache im Kultus zu verantworten; in ihren gedruckten Rechtfertigungsschriften wird dieselbe als Bedürfnis erklärt.

Dieses einmütige Vorgehen aller Nationalgesinnten stieß auf den heftigsten Widerstand bei der alten Geistlichkeit. Allerorten nahm sie die altüberlieferte Meßsprache in Schutz, suchte mit Gründen zu halten, was der gesunde Menschenverstand eben als widersinnig erkannte und beseitigte. Die Gründe, welche für die lateinische Messe angeführt wurden, waren denn auch so dürftig und armselig, daß sie in den reformatorischen Kreisen nur Spott und Hohn finden konnten. Im Jahre 1520, als Luther eben erst begann, dem Deutschen eine Stellung in der Messe zu schaffen, erschien in Straßburg eine anonyme, zweifelsohne von Murner verfaßte „christliche und briederliche Ermahnung zů dem hochgelehrten Dr. M. Luther“, die sich in einem besonderen Kapitel gegen die Verwendung des Deutsch in der Messe wandte. Dieses

[1] So berichtet der Basler Chronist Wurstisen zum Jahre 1526 (Nachweis des Herrn Cand. Emil Sulger).

Kapitel — „in was Sprachen oder welcher Maßen mög die Meß gelesen werden" — kann als schlagendes Zeugnis dienen, wie bei Luthers Auftreten hervorragende Katholiken über das Verhältnis von Latein und Muttersprache dachten. Man höre die Begründung des lateinischen Meßopfers: „So nun drü Haupt- und reguliret Sprachen zů dem Dienst Gottes verordnet sein — hebräisch kriechisch latinisch — und wir Latiner seind, sollen wir billich die latinische Sprach zů der Messen bruchen ... und nicht zů tütsch soll Meß gehalten werden uß der Ursachen, daß sich die barbarischen Sprachen oft verändern und spöttlich oder verächtlich lautet der Sprachen zů den göttlichen Ämtern sich gebruchen, die wir zu menschlichen und täglichen Händlen reden und üben". Der Verfasser veranschaulicht, was er hiermit meint,[1] verzichtet aber auf eine eingehende Darlegung seiner weiteren Gründe, „die dargethon mögen werden, wo es not thet", und bittet den Reformator „fründlich und brůderlichen von diesem leichtfertigen Fürnehmen abzuston."

Murners Beweisführung mag einiges Aufsehen gemacht haben mit der Entdeckung, „daß wir Lateiner sind". Auf neue Weise muß fortan das Latein als Kirchensprache begründet werden; die Altgläubigen wenden allen Scharfsinn an, um weitere Beweismomente aufzufinden. In den „Artikeln und Bewehrung derselbigen, so die Prälaten, Äbt, Stift und Klöster haben eingelegt in Lutherischen Sachen am Tag des Gesprächs vor dem durchleuchtigen hochgebornen Fürsten und Herrn Herrn Casimir Markgrafen ꝛc. 1524" wird Latein als Sprache der Messe mit folgender Begründung verlangt: die Überschrift an des Heilands Kreuz sei hebräisch, griechisch und lateinisch gewesen, und Pilatus habe gesagt: „was geschrieben ist, ist geschrieben"; die Deutschen seien zudem zuletzt bekehrt, und die Bekehrer hätten „sölche latinisch Form hinder ihn gelassen, darumb wir die billich behalten söllen. Wann viel

[1] Als Beleg dafür erwähnt Murner die damalige und die ältere Bedeutung von minnen (D iii b). — Übrigens vgl. Murners Instituten 1519 (B iii b) „by uns Latinischen".

ander Nation, die auch nicht lateinisch sein, nicht dester minder in lateinischer Sprach Messe halten". In Betreff der Taufe wird zwar zugegeben, daß „es eben so viel Kraft hat in teutscher Sprache zu taufen als in lateinischer"; aber das Lateinische sei notwendig, um die heilige Handlung nicht zum Spott werden zu lassen. Dieser Hinweis auf die drei Hauptsprachen, die durch des Pilatus' Überschrift am heiligen Kreuze gleichsam geweiht seien, muß etwas mehr gewirkt haben als jene Entdeckung Murners; er kehrt in einer andern katholischen Schrift wieder, welche sich gegen die Neuerung der deutschen Messe wendet, weil „Christus dies im Evangelio nirgend geordnet noch geboten hat, auch kein Apostel noch kein christlicher Priester solche Messe nie gehalten; sunder allein in hebräischer, gregischer und lateinischer Zunge ist sie in der wahren Christenheit stets gehalten nach Ordenunge der heiligen gemeinen apostolischen christlichen Kirche, nach Anweisunge des Titels Christi am Kreuze"[1]. —

Erst jetzt, als der entscheidende Sieg dem Reformator die Bahn ebnete, als die Nation seine Schritte mit steigender Teilnahme begleitete, als seine Schriften allerwärts begeisterte Aufnahme fanden — erst jetzt war die Bedeutung der Muttersprache für die Bildung der Nation entdeckt. Man pflegt die Geschichte der Neuzeit mit den großen weltbewegenden Entdeckungen zu beginnen, die der Menschheit ungeahnte Aufschlüsse und materielle Umwälzungen von weittragender Bedeutung gegeben haben. Aber eine Entdeckung, die für nationales Leben und nationale Entwickjung mächtiger wirken könnte als damals die Entdeckung der Muttersprache, ist überhaupt undenkbar. Besser als alle Auseinandersetzungen sprechen die Zahlen, die P. Pietsch[2] im Anschluß an Ranke auf Grund von Panzers Annalen und Wellers Repertorium ermittelt hat. Schon im Jahre 1500 wurden etwa 80

[1] Ein wahrhaftige gruntliche Unterrichtung, in wilcher Gestalt die Leyen den Leychnam Christi können und sollen vor Got nutzlich und seliglich entfahen 2c. Leipzig 1526.

[2] M. Luther und die nhd. Schriftsprache S. 48.

deutsche Bücher gedruckt; 1505 etwa 60; 1510: 135; 1511: 70; 1512: 140; 1513: 90; 1514: 110; 1515: 150; 1516: 110; 1517: 80; 1518: 150. Dann geht es mit gewaltiger Steigerung, die lediglich eine Folge von Luthers Auftreten ist, weiter 1519: 260; 1520: 570; 1521: 620; 1522: 680; 1523: 935; 1524: 990.

Mit der Gewalt einer Naturkraft ergreift die deutschsprachliche Bewegung jetzt alle Gemüter. Wie die reformatorischen Theologen dem Beispiele Luthers folgen, so bleiben auch die Laien nicht zurück. Wer die Schäden der bestehenden sozialen und religiösen Verhältnisse unter dem Regiment der Pfaffen und der Möncherei einsieht, wagt es auch, seine Anschauung durch den Druck zu vertreten und den Gesinnungsgenossen in Wittenberg zuzujubeln. Deutsche Flugschriften, zumeist in Gesprächsform, ziehen zu Hunderten durch die Lande; häufig entstammen sie der Feder von Laien, die nicht durch hohe Schulen gegangen waren. Es kann uns daher nicht Wunder nehmen, wenn in altgläubigen Kreisen großer Unmut über die massenhafte litterarische Produktion herrscht, die durch die Reformation ins Leben gerufen ist. Noch 1533 ruft Dr. Johann Cocleus [1] mit verhaltenem Groll aus: „Wer kann eigentlich berechnen, wie viel Gelds jährlich und täglich ist aufgangen für soviel und mancherlei Zankbücher pro et contra zu drucken und zu keufen? Wie viel tausend Gülden hat allein Wittenberg in 15 Jahren für Druckpapier geben? Wie viel Straßburg, Basel, Augsburg, Nürnberg?"

In der That war die ganze Presse in jenen Zentren des Buchdrucks fast ausschließlich für den Protestantismus thätig. Andersdenkende kamen zuweilen Jahre lang nicht zu Wort. Man höre ein katholisches Zeugnis aus der Schweiz. Johann Büchstab, der Schulmeister zu Freiburg im Uechtland, schreibt im Jahre 1528, „er habe wider die neu unwahrhaftig Lehren vor fünf Jaren underſtanden zů schreiben, dieselbigen Geschriften aber in keinen Druck mögen underbringen; wan alle Trucker in unser

[1] Auf Luthers Trostbrief an etliche zu Leipzig ꝛc. A ii.

Gegne bishar all mit diesen Irrtumben verblendt gesin seind." Diesen Stand der Dinge bezeugt Erasmus 1523 für Basel, wenn er an König Heinrich VIII. von England schreibt: „Hier ist kein einziger Buchhändler, der es wagte, nur ein Wörtchen gegen Luther drucken zu lassen; aber gegen den Papst darf man schreiben, was man will".[1] Da blieb denn auch eine offizielle Äußerung der Kurie nicht aus, die auf den Bücherdruck Rücksicht nahm. In einem vom 30. November 1527 datirten, alsbald von Luther verdeutschten päpstlichen Sendbrief an den Rat zu Bamberg begegnet eine Stelle „gegen die verkerten Buchdrucker, welche, als zu glauben ist, mit Geld durch die Lutherischen verruckt seind (ists anders wahr, das wir gehört haben), uffs willigst der Lutherischen Bücher drucken und mit nichte drucken wollen die Bücher, die von den rechten Christen wider sie für die Wahrheit geschrieben werden". So beherrscht die litterarische Produktion der protestantischen Kreise das von Begeisterung mitgerissene Publikum.

Aber die Katholiken mußten auch Schriften auf den Markt bringen, wenn sie sich das Zutrauen der Laien erhalten oder wiedergewinnen wollten; sie durften in der litterarischen Produktion nicht ganz zurückbleiben. „Sie müssen auch etwas schreiben — sagt Symon Hessus 1521 in einer feinen, geistvollen Flugschrift (vgl. S. 19) — nit so gar von unsers Nutzs wegen, aber daß sie auch mit zierlichen Titeln vor den Buchläden standen, mit solichen Titeln: Fortalicium des wirdigen Herren Jacobi Hochstrat von der hohen Gassen, unwirdiger Gardian zu Kolbingen, item das fein nutzlich Sermon des hochgelerten Vaters Brůder Robert, Kälbermeister von der Mistlachen und dergleichen."

Die Buchläden, vor denen ein begieriges Publikum sich drängte, waren voll von reformatorischen Schriften; auch nachdem sie durch das Wormser Edikt alle verpönt waren, konnte man unmittelbar neben dem päpstlichen und dem kaiserlichen Mandat Schriften Luthers sehen. Die Vollstreckung des kaiserlichen Befehls an den

---

[1] Karl Hagen, Der Geist der Reformation I, 227.

von Luther verfaßten Büchern, die verbrannt werden sollten,[1] war nicht durchzuführen; in Mainz z. B. verlief sie als schmachvolle Komödie; niemand lieferte Schriften Luthers zur Vollstreckung des Urteils aus. „O, was großer Schand und Schmach ward do dem Legaten bewiesen; und wolt er nit mit Schanden gar gestan, mußt er den Henker lassen überreden mit Listen und Gaben uff den andern Tag, daß er by zwei oder vier Büchlin verbrannt!“ Anderwärts fanden statt Luthers Schriften die alten Scholastiker und theologischen Druckschriften den Weg ins Feuer. So brachten zu Löwen die Studenten „so mancherlei Bücher, einer sermones disciputi, der andere den Tartaret, der dritt die Sermones ‘dormi secure’ Parati und andere dergleichen, also daß solcher Bücher mehr dann Dr. Luthers verbrennt worden seind“.[2]

Freilich blieben anfänglich auch einzelne Männer hinter den Wünschen und Hoffnungen der Zeitgenossen zurück. So war Ulrich von Hutten, der ritterliche Vorkämpfer der Reformation, auf dessen Schwert und Feder alle patriotischen Gemüter[3] ihre Hoffnung setzten, bei lateinischer Schriftstellerei verharrt, als bereits überall um ihn herum die nationale Bewegung, die ihn neben Luther als ihren Hauptvertreter ehrte, in zahllosen deutschen Druckschriften sich äußerte. Es hat gewiß nicht an Stimmen gefehlt, welche dem von warmer Vaterlandsliebe beseelten Humanisten sein Verhalten verwiesen und den Versuch gemacht haben, ihn für deutsche Schriftstellerei zu gewinnen. In diesem Sinne erließ Jakob Köbel, Stadtschreiber und Buchdrucker zu Oppenheim, 1519 öffentlich einen ernsten Mahnruf an seinen ritterlichen Freund, „der nicht allein der latinischen Zungen allerhöchste Erfahrung,

[1] Nach dem Karsthans (BB ii a).

[2] 1521 Oecolampadii der hailigen Schrift Doctor Sant Brigitten Ordens zu Altenmünster Urtail und Mainung auch andere Reden, Antworten und Handlung Dr. M. Luther belangend u. s. w. A iii.

[3] „Ulrich von Hutten übt die Feder und das Schwert zu erwecken alte teutsche Erberkeit in Treu, Glauben und Wahrheit“. Ain klägliche Klag an den christl. Röm. Keiser Karolum &c. der erst Bundgenoß. A iii.

sunder auch uß dem Brunnen der kriechischen reichlich getrunken, er möge seine hohe Kunst und Lehre unserer teutschen Zungen durch sein Translation auch ingießen, da er von der Geburt ein sunder gut hochteutsche d. i. fränkische Sprach habe". Dieser vor der Nation ergangene Mahnruf, der vielleicht nicht vereinzelt geblieben ist, dürfte auf den ritterlichen Humanisten Eindruck gemacht haben; er rechtfertigt[1] alsbald seine lateinische Schriftstellerei, mit welcher er die „Kirchenhäupter gleichsam unter vier Augen habe warnen wollen".

Latein ich vor geschrieben hab,
Das was eim jeden nicht bekant —
Jetzt schrei ich an das Vaterland,
Teutsch Nation in ihrer Sprach
Zů bringen diesen Dingen Rach.

So wurden Männer, die zu einer mehr friedlichen Ausgleichung der Gegensätze hinneigten, in die revolutionäre Bewegung gezogen, welche jedem unabhängigen, jedem national gesinnten Kopf Einfluß auf die Tagesfragen versprach. Unser Volk konnte trotz des Übermaßes deutscher Druckschriften nicht befriedigt werden; ungestüm wird auf das Recht der Laien gepocht, an dem göttlichen Wort selbst Anteil zu haben. An Luther ergeht die Aufforderung, er möge die Nation mit einer deutschen Bibel beschenken. „Lieber Herr Luther, schriben in unser Sprach zů dütsch die gotlich Wahrheit, uff daß wir einfältigen Laien ouch mögen lesen"[2] — solche Wünsche sind gewiß häufig in die Öffentlichkeit gedrungen.

Die Reformatoren hatten der lateinischen Schriftstellerei nicht ganz entsagt. Aber das große Publikum, das nun einmal warmes Interesse für alle kirchlichen und sozialen Streitfragen hatte, verzichtete keineswegs auf jene lateinischen Schriften. Um dem regen

---

[1] Strauß Werke VII, 345; dazu das dort übersehene Vorwort Köbels zu seiner Schrift: „Ein zierliche Rede und Ermanung zu des großmächtigsten Carolo ꝛc." Über Köbel, der später der reformatorischen Sache untreu wurde, vgl. Altdeutsche Blätter I, 278 ff.

[2] Karsthans B B iii b.

Wissensdrange der Laien zu dienen, veranlaßten Verfasser oder Verleger häufig deutsche Übersetzungen — so sehr hatte der Erfolg der reformatorischen Litteratur Publikum und Litteraten begeistert. Jetzt werden lateinische Schriften von Luther, Hutten, Erasmus, Oecolampadius und anderen verdeutscht. Zuweilen äußern sich die Übersetzer auch über die Sprachbewegung. 1522 erscheint in Basel bei Adam Petri „ein schön Epistel Erasmi von Roterdam, daß die evangelisch Lehr von jederman soll gelesen und verstanden werden", worin uns der Übersetzer versichert, daß die Gelehrten und Scheingelehrten diejenigen lästerten, welche den geistigen Bedürfnissen des Publikums mit Übersetzungen dienten. Der Augsburger Buchhändler Dr. Sigismund Grimm ließ eine Schrift des Oecolampadius 1521 ins Deutsche übersetzen und bat den Autor um eine Durchsicht und Genehmigung des deutschen Textes. Oecolampadius willigte ein; hätte — sagt er im Vorwort zur Übersetzung — bereits die lateinische Ausgabe den Zorn der Papisten erregt, so werde ihnen der Erfolg der deutschen Ausgabe noch größeres Ärgernis geben.

In demselben Verhältnis, in dem sich in den protestantischen Kreisen das Interesse für die deutschsprachliche Litteratur steigert, wächst aber auch der Mißmut unter den Katholiken. Um sich des gefährlichsten Gegners — der Volkssprache — zu erwehren, suchen sie Luther als Aufhetzer des Volkes zu brandmarken, weil er sich der deutschen Sprache in seinen Schriften bediene. Deswegen greift Murner in drei anonymen Arbeiten von 1520 den Reformator an. Und doch war dieser schon von den Zeitgenossen bewunderte Volksschriftsteller ein Freund der Muttersprache, ja in jenem verhängnisvollen Jahre 1520 verteidigte er sich energisch gegen Anfeindungen, die er wegen seiner Verdeutschung der Institutionen Justinians von Zunftgelehrten erfuhr. Jetzt aber trat Matthäus Gnidius[1] in gleicher Sache gegen Murner für den Reformator auf:

[1] **Defensio Christianorum de Cruce 1520.** Murner im Vorwort zu **Utriusque Juris Tituli et Regulae 1520** sagt mit Rücksicht auf seine Institutionenverdeutschung: **nostram germanicam interpretationem etsi quibus-**

›scimus quidem in te eloquentiam Germanicam, so wird
ıer angegriffen, sed dolemus quod tam pessime illa ab-
;. cum enim ex latinis totum hoc pendeas negotium,
ique idiomate agendum fuisset, non vulgato, maxime
am tu hoc tam acerbissime objurgas in Martino". Und
genden Jahre weist Johann Eberlin[1] alle diejenigen zurück, „die
ẏen und unnütz achten die große Gab Gots, daß jetz so vil
ns Ding in teutsche Sprach vertolmetscht wird"; die Über=
ʒ einiger Schriften des Erasmus nimmt er in Schutz, und
Dr. Luther und Herr Ulrich von Hutten deutsch schreiben,
er mit Rücksicht auf den gemeinen Mann. Gegen diese
gung tritt dann im folgenden Jahre wieder Murner in
Schrift „von dem großen lutherischen Narren" auf; im Hin=
ıuf Eberlins „achten Bundesgenoß" parodirt er die Motive
:utschen Schriftstellerei:

> Wann wir Latinisch wolten lehren,
> So wißten wenig, daß wir wären
> Also groß Narren in dem Land,
> Und wären wenig Lüten bekannt.
> Sunst so wir tütsch Büchlin schreiben,
> Die Trucker das mit Gewinn vertreiben
> Und füllen ihre Seckel damit:
> Dasselb uns dann kann schaden nit.
> Auch künnen wir mit tütscher Sprach
> Unserm Spott baß kumen nach.
> So seind der tütschen Wörter sovil,
> Der sich keins latinischen lassen will.
> Das Wort 'Schmutzkolb' und 'Hippenbůb'
> Und auch dazů ein 'beschorne Růb'
> Und andere Wörter dergleichen mehr,
> Die tütschen Sprachen bringen her,
> Die lassen sich gar latinischen nit.

.isplicuisse cognoverimus. aientes nos nobilissimas juris utriusque ritas porcis devorandas tradidisse potius quam interpretem exstitisse didisse secreta quae propalanda non fuerant — ego quod feci ım facere non possum nec facti poenituit.

[1] Der achte Bundesgenoß.

Darumb wir schreiben tütsch damit
Und haben das darumb gethon,
Daß jede Dorfmetz ein mög hon
Von unsern Büchlin, die wir lon
Den nüwen Christen zů gůt uß gon,
Und uff den Stuben bei dem Wein
Unser auch gedenken fein.
Auch haben wir das mit hohen Sinnen
Den Franzosen nit wöllen günnen:
Wär es Latin, sie würden es innen.
Darumb ich das zů tütsch beschreib,
Daß es im tütschen Lande bleib!

Ja wahrlich, wäre der Wunsch der Römlinge in Erfüllung gegangen, wir wären noch heute keine Nation von selbständiger Bildung! Männer wie Murner hätten allerdings nichts lieber gesehen, als daß der Reformationskampf ein internationales Mönchsgezänk geworden wäre, von dem die deutsche Nation nichts erfahren hätte. Für die Emanzipation von Rom war darum keine entscheidendere That denkbar, als die deutschsprachliche Bewegung, die von unserm Reformator ausging. Deßhalb aber treten zugleich auch die Freunde der Reformation mit aller Entschiedenheit für die deutsche Schriftstellerei ein; die Nation muß zu den großen Fragen der Zeit Stellung nehmen, muß in eigner Sache urteilen und entscheiden können. Wer lateinisch schreibt, macht ihr dieses Recht streitig. Daher wird Murner in einer schweizerischen Flugschrift wegen einer lateinischen Schrift angegriffen.[1]

Ein Respons schrybst du in Latin,
Die wär vil besser tütsch gsin:
So hätt der gmein Mann ouch erkennt,
Wie du doch habist den Esel gschändt.
Diewyl du aber das nit hast gthon,
So mag mencklich wol verston,
Daß du schrybst allein den Pfaffen.

[1] Der Rychstag in Scheibles Kloster VIII, 879; vgl. auch Jahrb. f. schweiz. Gesch. VII, 160.

Die Flugschriften jener bewegten Zeit sind voll froher Worte, daß die Opposition der katholischen Kreise gegen die deutsche Sprache erfolglos blieb. Sie legen damit Zeugnis ab, daß thatsächlich das Latein der gefährlichste Feind einer nationalen Bildung und eines gedeihlichen Fortschritts war.

Es wäre ein vergebliches Unterfangen, wenn ultramontane Geschichtschreiber die altgläubigen Kreise in der Reformationszeit der deutschsprachlichen Bewegung freundlich gesinnt darstellen wollten. Die ganze Stimmung der Zeit von 1519 bis 1525 beweist das Gegenteil. Überall vernehmen wir, daß die Papisten der Volkssprache feindlich entgegen stehen.[1] Ein wertvolles Dokument aus jener bewegten Zeit verdient in der deutschen Sprachgeschichte einen besonderen Platz. Es ist eine schweizerische Flugschrift von 1522, „der gestryfft Schwitzer Baur" betitelt. Sie erzählt, wie im vergangenen Jahre „ein Münch hat gepredigет in einer Stadt ein ganze Fasten und hat in allen sinen Predigen und Lehr sich erzöigt ein Hasser und Benider aller der, die tütsche Bücher lesen, und hats gar ohn als Mittel für ein große Sünd und Irrsal und gar verworfen gehalten, als ob es Kätzery sy". Die Unterredung dieses altgläubigen Predigermönches mit einem Bauern, der selbst viele deutsche Bücher gelesen und sein Gesinde in ihnen unterwiesen hat, bildet den Inhalt dieser in unserer Sprachgeschichte bedeutsamen Schrift.

„So ihr Priester deutsche Sprache gar verachtet, sagt der

[1] „Ihr Gelehrten, ihr Verkehrten haben uns Laien alle Ding mit dem Latin verschlagen, wie die Gaukler thunt — verschwind also der Wind, das keiner wiederfind — darumb verdreußt euch Pfaffen und Münch, daß man teutsche Büchlein truckt, darin ihr Hälung hervür bricht". Der Hurenwirt C ii.

> Darumb wollen sie nit haben,
> Daß man den lateinischen Buchstaben
> Brächte zu teutscher Zunge u. s. w.

Kegelspill gepractiziert aus dem jetzigen Zwytracht des Glaubens ꝛc. 1522.

Bauer, als ob sie der Vernunft nicht gemäß sei und auch der göttliche Will vor den Laien soll beschlossen sein, frag ich euch: da Gott der Vater den ersten Menschen erschuf, ob er ihn nicht vollkommenlich hat erschaffen? Denn dann hat Gott ihm auch erlaubt, in seiner Sprache seine Vernunft zu gebrauchen". — Mönch: „Du kannst aber hohe und subtile Dinge nicht verstehen". — Bauer: „Petrus, Andreas und die anderen Apostel sind auch einfältige Fischer gewesen, und es ist zu fürchten, daß die Subtilität vil hochgelehrte Doctores in den Abgrund der Hölle geführt hat". — Mönch: „Macht man auch Doctores in der teutschen Sprach"? — Bauer: „Es ist wahr, in teutscher Sprach macht man kein Doctor; aber in latinischer Sprach krönt man vil Esel aus der Täschen. Es ist die größte Irrung, daß sie den Laien verbieten, die helge Geschrift in teutsch zu lesen. Ich mein, min Sprach, die mit mir ufgewachsen ist, sy mir wäger dann ein andere; dann die angeborne Sprach ist allwegen beherziger".[1] —

Mit diesem Siege der Reformation und der deutschen Sprache war ein großer Teil Deutschlands für immer aus den Netzen mittelalterlich-katholischer Geistesknechtung befreit. Die alte Geistlichkeit, die früher den Laien die geistige Nahrung knapp zuzumessen gewöhnt war, ist jetzt auch von der Bibelgelehrsamkeit protestantischer Laien überholt und in der eignen Geistesarmut bloßgestellt. Eine neue Bildung bricht an. Beichtbücher und Dekretalien sind nicht länger die Hauptnahrung für die geistig armen Laien. Die Flugschriften der Zeit geben uns einen Einblick in den großen Kulturkampf. „Syben frumm aber trostlose Pfaffen klagen ihre Not ainer dem andern" — so lautet der Titel eines Pamphlets in Dialogform; da klagt ein alter Geistlicher: „Die Welt wird täglich gelehrter und ains bessern Urtails; die Kind in der Schůl post fornacem lernen jetz besser Ding dann zu unsern Zeiten, die in primo loco saßen. Der teutschen Biecher werden vil, und in teutscher Sprach findt man jetz alle gotliche und menschliche Weisheit. Vor Zeiten was

[1] Vgl. Karl Hagen, Der Geist der Reformation 1, 223.

Dormi Secure, Thesaurus Novus, Postille Guilhelmi, Discipulus, Pomerius etc., ja Gabriel, Oliverius, Summa Predicantium etc. güte Biecher; jetz achtet man ihr nicht".

In ähnlicher Weise veranschaulicht uns Simon Hessus 1521 in einer titellosen Streitschrift, die zu Zähringen im Breisgau erschien, den Umschwung, den unsere nationale Bildung durch Luther damals erfuhr. „Es ist dem römischen Hof nit fast nutzlich, daß die teutschen Gesellen anfangen witzig und gelert zu werden und bei einem Pünktle ußrechnen, wie es zugegangen sei im Anfang der christlichen Kirchen. Der römisch Hof mocht wol leiden, daß die Teutschen gar nichts lesen dann das Dekret, Dekretal und was zu Rom gemacht wird. Dann jetzund die trunken Teutschen den Wein ußgeschlafen haben und gelehrt werden und wöllen anfahen die Sach zu grob versteen. Wären sie blieben beim Alexander in der Grammatik, bei dem Cölnischen Copulat in der Logik, bei dem Thoma in der heiligen Geschrift, bei dem Carolo und Pontio Pilato in der Rhetorik und hätten sich der kriechischen Sprach, des heiligen Evangelium, Pauli, Hieronymi und der alten Herren sich nichts angenommen, so wären sie noch frumm, schlecht und gehorsam Sün des Papsts; und wenn ein Brief oder Mandat von Rom käme, so hielten sie hoher und mehr darvon dann von dem Evangelio. Item wenn Indulgentz kumpt, so suchen sie die alten Plappert herfür und schickens gen Rom. Da kann man dieselben ußpoliren und brauchen. Und so lebte Rom in friedsamer Posseß der Schaf. Wenn das Schaf aber nit Wollen geben wolt, erschreckte man das selbig mit einem greußlichen harten Donnerschlag einer Bullen, so gab es aber etwa lang Milch und Wollen. Hättest du den Kopf nit herfür gereckt uß Mitternacht und hättest die dollen und groben Teutschen lassen ihre Köpf zerbrechen über dem Beichtbüchle und dem Decretal, so hätten sie nit so viel Weil und Zeit gehabt, das heilig Evangelium zu ergründen und auch also eben erfaren, wie es zu Rom zu gat. Das grob teutsch Volk hätt sein stumpfe Vernunft noch nit also gespitzt und so ernstlich gebraucht, zu erfahren die Speculatz der römischen Frei-

heit oder Kirchenfreiheit und hätt solichen Dingen noch lang nit nachgefraget. Aber jetzund sein die Teutschen also spitzig und ganz sinnreich geworden in der heiligen Geschrift, daß zum dicker Mal ein Laie mehr rechter gründlicher Geschrift kann dann die Leut, die Infuln uf dem Haupt tragen, als ob sie das alt und neue Testament können, das sie oft nit ansehen in dreien Moneten".

Es war zugleich ein Kampf um das Nationalitätsprinzip. Deutsche Pfründen, weltliche wie kirchliche, waren nicht selten von Ausländern besetzt, die der deutschen Rede nicht mächtig waren. Wir hören von katholischen Geistlichen, von Bischöfen, von Kaisern, die der deutschen Sprache unkundig waren. Die Freunde der Reformation verlangen Abhülfe. Da fordert eine in Straßburg 1521 ausgegebene Flugschrift, „daß kein Fremder oder Ausländischer, der mit der tütschen Sprach dem Volk nit vollkommenlich kann predigen, lesen und verstehen, hinför nicht mer möge erlangen und ausbringen Gerechtigkeit, Gewor oder Besitzung zů geistlichen Wirden, Amten, Lehen und Pfründen teutscher Nation und daß sie billich für untöchtig dazů sollen geacht werden".[1] Eine andere Flugschrift verlangt das gleiche — „teutsch Pfründen den Teutschen allain zu leychen"; sie solten fortan nicht mehr übertragen werden an „ungelehrte, untüchtige, ungeschickte Leute, die auch teutscher Sprach unwissend seind".[2] Mit gleicher Erbitterung sehen unsere Patrioten, wie Rom Privilegien an Römer austeilte, an deren Besitz uns Deutschen viel gelegen sein mußte. Ein römischer Drucker besaß ein zehnjähriges Privilegium des Papsts für Tacitusausgaben; und Hutten[3] konnte keinen Drucker finden, der trotz päpstlicher Bulle und römischer Legaten eine Ausgabe zu veranstalten gewagt hätte.

So wurde auf allen Gebieten für Deutschtum und Mutter-

---

[1] Etlich Artickel Gottes Lob und des hlg. Röm. Reichs und der ganzen Nation Ehre und gemeinen Nutz belangend.

[2] Die Beschwerungen des hlg. Rö. Rey. und besonderlich ganz teutscher Nation vom Stůl zů Rom u. s. w. B iiii.

[3] Gesprächbüchlein G iii.

sprache gekämpft, und mit dem Siege des Protestantismus erhielt die Volkssprache eine früher nie geahnte Bedeutung.

Es ist nicht unsere Aufgabe, die späteren wechselvollen Schicksale des Deutsch im Gottesdienst darzustellen. Vom Standpunkt der deutschen Sprachgeschichte war es keine ernste Gefahr, als das Leipziger Interim von 1548 dem Latein in der Liturgie wieder den breitesten Raum zu sichern versuchte.[1] Mochte auch das Tridentiner Konzil von neuem wieder die alte Abneigung der römischen Kirche gegen die Volkssprachen kund thun — es konnte an der Thatsache nichts geändert werden, daß das Latein aus seiner fast tausendjährigen Herrschaft in Deutschland endgültig verdrängt war.

Der Fluch der Barbarei, mit dem noch Luthers Zeitgenossen die deutsche Sprache brandmarken, verstummt seit der Mitte des 16. Jahrhunderts. Waren bis dahin deutsch und barbarisch (barbare) als Gegensatz zum Latein gleichwertige Begriffe, so tritt fortan die stolze Benennung der deutschen 'Haupt- und Heldensprache' auf, die fast durch zwei Jahrhunderte den Freunden deutscher Sprache geläufig bleibt. Die Volkssprache, die durch den Protestantismus die religiöse Weihe erlangt hat, ist zum Range einer Hauptsprache erhoben, seitdem „Gott, der in allen Sprachen gelobt sein will, auch in unserer Sprache Wunder wirkt". Gleichzeitig tritt das Wort 'Muttersprache' auf, das den Gefühlen der Nation für ihre Volkssprache den innigsten Ausdruck verleiht.

[1] Ich verweise nur auf das wertvollste Dokument dieser Zeit: 1550 und 1560 veröffentlichte der Hamburger Prediger Joachim Westphal in Magdeburg seine „zwo Predigen gethan aus dem Evangelio Matth. 21, 1, daß man in der Kirchen alles in gemeiner bekanter Sprach lesen und singen soll; auch was für große Schäden aus der jetzigen Veränderung der deutschen Sprach in Lateinisch in den Kirchen erfolget." Nach Gefflen 'die Hamburgischen ndſ. Gesangbücher des 16. Jahrh.' S. IX könnte es scheinen, als ob diese beiden zweimal gedruckten Predigten nie veröffentlicht worden seien.

2.

Maximilian und seine Kanzlei.

Von je her hatten auf dem deutschen Sprachgebiet Lautbewegungen gewirkt, welche der Einheit der kontinentalen Germanen so gefährlich waren wie die politische Zersplitterung in Stämme. Im 6. Jahrhundert war von dem langobardischen Oberitalien aus eine Bewegung bestimmter Konsonanten über die Alpen gedrungen und hatte die oberdeutschen Landschaften, dann auch Mitteldeutschland ergriffen, um schließlich die niederdeutsche Sprachgrenze zu schaffen. Ähnlich dieser Bewegung der Lautverschiebung hatte auch der Vokalismus der Tonsilben eine Umgestaltung erlitten, welche um 400 von Norden her nach Süden vordrang und bedeutsame Scheidelinien schuf: die Erscheinung des Umlauts, die in der geschichtlichen Zeit bestimmte geographische Fortschritte von Norden nach Süden macht und zum Teil auch geographische und chronologische Marksteine abgibt. Diesen gewaltigen Lautbewegungen, welche zahlreiche charakteristische Lautunterschiede in unsern Mundarten erzeugt haben, vergleicht sich in späterer Zeit eine Erscheinung, die wir durch Wilhelm Braune[1] als sprachliches Naturereignis aufzufassen gelernt haben. Es ist die Diphthongirung der alten ī ū ǖ (iu) zu ei au eu, die für die Entstehung unserer modernen Schriftsprache von der größten Bedeutung ist.

Wie Umlaut und Lautverschiebung drohte diese lautmechanische Strömung neue mundartliche Grenzen zu schaffen und damit

[1] Vgl. seine und H. Pauls Beitr. I, 37.

die sprachlichen Unterschiede der Landschaften zu vermehren. Und so geschah es auch, bis schließlich der neue Vokaltypus zum Charakter der Schriftsprache erhoben und die zahlreichen Dialektunterschiede, welche durch lautmechanische Vorgänge erzeugt waren, durch eine höhere Einheit unschädlich gemacht wurden.

Derselbe Prozeß der Diphthongirung hatte sich in England vollzogen; auch hier hatte er mundartliche Gegensätze erzeugt; auch hier war die angelsächsische Spracheinheit in Gefahr, einem bunten Sprachengetümmel zu weichen, wenn nicht hier wie allerwärts das alte Gefühl der ethnologischen Einheit auch zu einem einheitlichen Sprachtypus geführt hätte, der erst für den litterarischen, dann auch für den mündlichen Verkehr unentbehrlich wurde. Die englische Sprachgeschichte deckt uns die Folgen jenes Prozesses der Diphthongirung auf und beleuchtet die Erscheinungen des Kontinents. Der ununterbrochene Zusammenhang der schriftlichen Tradition führte in England zu jenem auffälligen orthographischen Typus, der dem Schriftenglischen eigen ist: man schreibt i, obwohl man ei spricht, auch in der modernen Zeit mit dem traditionellen Lautzeichen; ou ist im Neuenglischen als Lautzeichen geblieben, obwohl eben dieses Zeichen, das heute als au gesprochen wird, im Mittelenglischen für den Lautwert ū üblich war. Die graphische Entwicklung der modernen englischen Einheitssprache ist also nicht mit der modernen Lautentwicklung vorangeschritten, sondern auf der Stufe der mittelalterlichen Sprache stehen geblieben.

Dieselbe Möglichkeit, welche durch das ablehnende Verhalten der nicht diphthongirenden Mundarten noch begünstigt wurde, stand auch uns Deutschen offen. Weniger konservativ gesinnt und den Bruch mit der Tradition nicht scheuend, entschieden wir uns für die zweite Möglichkeit, den modernen Diphthongirungen auch graphisch gerecht zu werden. In den ersten Zeiten des siegreichen Lautprozesses mochte allerwärts der Bruch mit der orthographischen Tradition schwer sein. Wirklich drohte uns — wenn auch nur vorübergehend — jenes System von Lautdarstellung, das im heutigen England herrscht. Dies wissen wir vom Gebiet der schwäbischen

Mundart, wo um 1500 i geschrieben wurde, als man bereits ei sprach.[1] Und so wird allerwärts der rein lautliche Prozeß etwas früher anzusetzen sein als seine graphische Wiederspiegelung in unserer modernen Orthographie.

Um 1200 scheint dieser Prozeß im Südosten Deutschlands begonnen zu haben; schon zur Zeit des klassischen Mittelhochdeutsch bestehen die neuen Diphthonge. Im 13. Jahrhundert werden sie in Niederöstreich heimisch und im 14. Jahrhundert gewinnen sie ganz Östreich. Prager Rechtsdenkmäler von 1324 zeigen bereits ei, au, eu; zwischen 1330 und 1350 werden sie daselbst ganz durchgeführt. Auf der Grenzscheide des 14. und 15. Jahrhunderts erobern die neuen Diphthonge Schlesien und Obersachsen; in Meißen werden sie etwa um 1400 häufig; aber erst in der zweiten Hälfte des Jahrhunderts sind sie schriftlich allgemein durchgeführt. Baiern und Ostfranken werden im 14. Jahrhundert von der Lautbewegung ergriffen; um 1400 dringt sie über den Lech nach Schwaben, wo der mechanische Prozeß bereits um 1490 abgeschlossen gewesen sein muß, wenn das alte Vokalsystem auch noch graphisch etwa 50 Jahre weiter lebt. Von Baiern, Ostfranken und Schwaben aus zieht sich die Bewegung zum Untermain und Mittelrhein, wo sie in der ersten Hälfte des 16. Jahrhunderts durchdringt.

Es sind große Teile Deutschlands von diesem mächtig vordringenden Prozeß nicht betroffen. Am Oberrhein bleiben bis heute in den Mundarten die alten ī ū ǖ; auch Hessen, Thüringen, das nördliche Mittelfranken sind von der Bewegung nicht erfaßt worden. Niederdeutschland ist dem Charakter seiner Konsonanten gemäß auch im Vokalismus dem alten Typus treu geblieben. Auch im südlichen Teil des bairischen Algäu fehlen die modernen Di-

---

[1] Vgl. den schönen Aufsatz Hermann Fischers über das „Hechinger Latein" in den Württembergischen Vierteljahrsheften 1885, 229; 1887, 45. Es wird dort nachgewiesen, daß und warum einzelne Schwaben damals lateinisch dies, qui als deies, quei ausgesprochen haben.

phthonge. In der Schweiz sind einige Ansätze zu der neuen Lautbewegung zu beobachten; nicht nur haben zwei weit auseinanderliegende, gänzlich isolirte Mundarten — die von Schanfigg in Graubünden und die von Engelberg in Unterwalden — nach neuhochdeutscher Weise diphthongirt, sondern es zeigen auch mehrere nordwestliche schweizerische Mundarten ei statt î im Wortauslaut, z. B. **drei, frei** (neben verbreiteterem schweizerischen **drî, frî**); und dabei ist besonders auffällig, daß z. B. in Bern dieses ei in **drei, frei** zusammengefallen ist mit ei von **Stein** und **Bein**. Denn in allen übrigen Dialekten, wo wir den modernen Diphthongen ei für mhd. î antreffen, fällt er in der Aussprache nie mit dem alten ei von **Bein, Stein** zusammen. In diesem Punkte unterscheidet sich unser heutiges Schriftdeutsch von unsern Dialekten; im heutigen Schriftdeutsch nämlich ist der graphische Zusammenfall der beiden ei auch für die Aussprache verhängnisvoll geworden, während unsere Mundarten noch immer den alten Unterschied wiederspiegeln.

Im 15. Jahrhundert, wo die mundartliche Aussprache noch uneingeschränkt herrschte, war somit Deutschland in zwei Teile geteilt. Norddeutschland und Südwestdeutschland halten an dem alten Vokalbestande fest. Das östliche Mitteldeutschland dagegen und der größte Teil von Süddeutschland haben durch jenen mechanischen Prozeß einen neuen Lautcharakter angenommen; da gelten **mein** und **dein** für die alten **mîn** und **dîn**, **Haus** und **Maus** für **Hûs** und **Mûs**, **Leute** und **heute** für **Lüte** und **hüte**.

Die Donaulande beherrschte dieser neue Sprachtypus mehr als zweihundert Jahre vor Luthers Auftreten. In den Kanzleien der bairisch-östreichischen Städte blühte er und fand von hier aus eine weitere Verbreitung über seinen eigentlichen geographischen Bereich hinaus. Zumal unter Maximilian gewinnt die Sprache der kaiserlichen Kanzleien, denen das neue Deutsch seine schnelle Ausbreitung verdankt, das Ansehen einer Autorität, die auch unser Luther anerkannt hat; und bald verweist die aufblühende deutsche Grammatik auf den Kaiser und auf den Reformator als die Richtschnur deutscher Sprachart.

In der That, Maximilian gebührt neben Luther eine hervorragende Stellung in unserer Sprachgeschichte. Als letzter Vertreter des Rittertums läßt er die deutschen Epen unseres Mittelalters sammeln; die überaus wertvolle Handschrift, die er niederschreiben läßt, ist das letzte Zeugnis für die Fortdauer der höfischen Tradition. Er setzt hohe Belohnungen aus für den Nachweis altdeutscher Sprachdenkmäler. Der Verfasser des Theuerdank und des Weißkunig ist auch der Mittelpunkt der Litteratur in der Volkssprache; zahlreiche Übersetzungen aus dem klassischen Altertum sind dem Kaiser gewidmet. 1507 erscheint eine Verdeutschung von Cäsars Schriften, die der Elsässer Ringmann dem Kaiser zueignet. 1507 (1505) trägt die Livius-Übersetzung Bernhard Schöfferlins den Namen Maximilians. 1511 (1529) erscheint eine Vegetius-Übersetzung mit einer Widmung an Maximilian. Die erste Verdeutschung von Virgils Aeneis, welche den Dr. Murner (1515) zum Verfasser hat, ist dem Kaiser gewidmet.

So steht Maximilian im Mittelpunkt einer deutschsprachlichen Litteraturbewegung. Er regt Übersetzungen an; ja er sucht Verleger zur Übernahme solcher Werke zu vermögen. So bestimmt er den Nürnberger Drucker Koberger 1502, „das Püch der himmlischen Offenbarung der heiligen Wittiben Brigitte“ zu drucken, das Waldauff von Waldenstein für ihn aus dem Latein übersetzt hatte.

Angesichts solcher Thatsachen glauben wir die Berechtigung zu haben, auch die Anfänge theoretischer Normirung der Sprache auf des Kaisers Anregung zurückzuführen. Eine alte Überlieferung, die bis in die Mitte des 16. Jahrhunderts zu verfolgen ist,[1] legt dem Kaiser große sprachliche Reformvorschläge bei, an deren Verwirklichung der Tod ihn gehindert hat. So soll auch sein Hofkaplan Ladislaus Suntheim an einer „Descriptio linguae vulgaris per superiorem Germaniam“ gearbeitet haben. Und

[1] Vgl. Theod. Bibliander, De ratione communi omnium linguarum. Zürich 1548 d ii.

der östreichische Protonotar und Landschreiber Hans Krachenberger (Gracchus Pierius) schrieb unter Maximilian ein „opus grammaticale de lingua germanica certis adstricta legibus“, das freilich nicht vollendet und auch nicht veröffentlicht wurde. Das höchste Ansehen aber in sprachlichen Dingen genoß der kaiserliche Kanzler Niclas Ziegler, dessen Namen und Schreibart zahlreiche Urkunden weithin durch Deutschland verbreiteten.

Bis auf Maximilian treffen wir eine abstoßende, ja widerliche Orthographie bezüglich der Konsonantendoppelungen. Überall treten in Urkunden Schreibungen wie **Hellffershelffer**, wie **Czeytten, weitter, Pottschafft** u. s. w. auf. Aber seit 1500 scheint eine strengere Orthographie durchzudringen. Und besonders die von Niclas Ziegler gezeichneten Urkunden zeigen ein erfolgreiches Bestreben, die unnötigen Konsonantenhäufungen, zumal cz zu meiden. Er schreibt **Zeiten, Helfer**; nur die unvermeidlichen nn (**unns**) herrschen auch bei ihm. Sonst sehen wir in seiner Sprache die Merkmale der bairisch-östreichischen Mundart: das häufige kh im An- und Inlaut; sl, sw, sn für schl, schw, schn (**swebisch, Ratslag**); anlautendes p (**Pot** 'Bote'); das Suffix -nuss; apokopirte Formen wie **Glaub, Nam** für **Glaube, Name**. Nur in Bezug auf das bairische ai ist N. Ziegler nicht so konsequent wie die übrigen Kanzler des Kaisers.

Wenn bald in der Litteratur allerwärts das Lob der Maximilianischen Kanzlei erschallt, so kann sich dasselbe kaum auf die Lautgebung beziehen; denn diese deckt sich im wesentlichen mit der Mundart der Donaulande. Vielmehr scheinen jene Reformen in der Orthographie den Kanzleiräten Maximilians sprachliche Anerkennung verschafft zu haben. Denn auch in den gedruckten Denkmälern jener Zeit beginnt etwa mit 1500 eine größere Regelung der Schreibweise besonders mit Rücksicht auf die Doppelungen der Konsonanten. Haben früher die maßlosen cz, tt, ff, gk, gck den Drucken ein abstoßendes Äußere gegeben, so tritt noch unter Maximilian eine straffere Regelung auf, und wenn Luther und die Zeitgenossen seinen orthographischen Reformen folgen und auf ihn als Sprach-

norm weisen, so dürfte sich allerdings kein anderes Gebiet finden, worin sie mit mehr Recht auf ihn zu verweisen hatten.

Der großartige Einfluß der kaiserlichen Kanzlei auf die übrigen Kanzleien und auf die Druckereien in der ersten Hälfte des 16. Jahrhunderts ist zu wichtig, als daß wir auf eine eingehendere Darstellung der Litteratursprache in den Donaulanden verzichten dürften. Sie schien bestimmt jene Bedeutung für unsere Kulturentwicklung zu erlangen, die wir später der Sprache unseres Reformators beilegen werden. Aber durch die kirchlich-soziale Revolution wurde die schnelle Laufbahn der Donausprache gehemmt. Ihre Bedeutung war gebrochen, seitdem Wittenberg der geistige Mittelpunkt Deutschlands geworden. An die Stelle jener mit Maximilians Kanzlei verwachsenen Sprache der Donaulande trat eine neue Autorität, welche trotz der östreichischen Reichsregirung siegreich durchdrang. Aber gerade die Thatsache, daß die anerkannte Stellung der Kanzleisprache in der Litteratur durch die Wirkungen der Reformation erschüttert wurde, macht hier einen Überblick über jene ältere Litteratursprache notwendig: wir müssen ihren Charakter darlegen, um ihr den verwandten, aber selbständigen Typus der Lutherischen Sprache gegenüberstellen zu können. Wer die Folgen der Reformation völlig ermessen will, muß die maßgebenden Faktoren des früheren Regiments kennen. Das gilt auch von der Sprache.

Ein Denkmal vergegenwärtigt in besonders schlagender Weise die Bedeutung der Maximilianischen Kanzlei und ihre Normen. Es ist Ecks katholische Bibel (Ingolstadt 1537), der Luthers Übersetzung, teilweise in der Emserschen Überarbeitung, zu Grunde liegt. Diesem Text, der eine Vergleichung mit der neuen mitteldeutschen Litteratursprache herausfordert, legen wir darum besonderes Gewicht bei, weil er unter andern Umständen wohl berufen gewesen wäre, den steigenden Einfluß von Luthers Bibelsprache zu durchbrechen und dem durch die Reichsregirung vertretenen Sprachtypus die gefährdete Hegemonie zu sichern. Eck beruft sich zudem für seine Sprache auf die Autorität des kaiserlichen Kanzlers Niclas Ziegler.

„So auch etwas an rechter Form zů schreiben und Orthographei gelegen im Teutschen, hab ich mich deren beflissen und mich die gemain Kanzlerschreiber nit irren lassen, die lützel Aufmerkens und Judici darauf haben, wie dann treffenlich Herr Niclas Ziegler bei kaiserlicher Majestät hochloblicher und untödtlicher Gedächtnus Kaiser Maximilian das Teutsch nach rechter Art und regulirter Orthographei hervürbracht hat; wie sollichs Ewer Gnaden als dozemal fürnämsten K. M. Rat[1] am Hof baß bewißt, dann ich anzaigen kann. So ist doch im Truck die Orthographei, die ich für beständig geacht, nit allweg gehalten worden, deßhalb ich nit vil darvon disputiren will." Auch für das neue Testament, dem Emsers Bearbeitung zu Grunde liegt, hält Eck jene Norm fest. „Ich hab sein Translation verhand genummen und auf Hochteutsch mit Worten und Syllaben verstellt" — so kennzeichnet Eck sein Verhalten zu Emser.

Seine Revision erstreckt sich also auf Lautlehre und Wortschatz. Für Eck ist der bairisch=östreichische Vokalismus maßgebend; er schreibt nach gemein oberdeutscher Weise **Brůder, gůt, thůn**, wo das mitteldeutsche ū in Luthers und Emsers Texten steht (**Bruder, gut, thun**); bairisch=östreichisch sind seine ai in Worten wie **Bain, Stain, hailig, rain, zaigen** (Luther und Emser **Bein, Stein, heilig, rein, zeigen**); Eck unterscheidet ů üe (**füeren, Füeß, Brůder, růren**) von ü (**über, verkünden**), während Emser und Luther beide Laute nach mitteldeutscher Weise zusammenfallen lassen. Die oben besprochenen Diphthongirungen (**Wein, mein, Haus, Heuser** u. s. w.) sind natürlich ebenso bei Eck wie in der Sprache des östlichen Mitteldeutschlands durchgeführt.

Das allgemeine oberdeutsche Gesetz, das die auslautenden e vernichtet, hält Eck ein, wenn er die Plurale **Schätz, Dieb,**

[1] Diese Worte stammen aus der Widmung an den Kardinal Mathäus Langius, Erzbischof zu Salzburg (1519—1540), den Eck als die rechte Hand Kaiser Maximilians charakterisirt. Schon im Jahre 1517 hatte Eck demselben zwei Schriften zugeeignet.

Wölf, Früch, Wind oder Singulare wie **Aug, Speis, Balk, Red** anwendet, wo Luther und Emser ihrer mitteldeutschen Mundart gemäß **Scheze, Diebe, Wolfe, Früchte, Winde — Auge, Speise, Balke, Rede** gebrauchen. In der Ingolstädter Bibel finden wir ir **werdt** (= **ihr werdet**), **beklaidt** (= **bekleidet**), **verschit** (= **verschüttet**), **redt** (= **redet**). Für **Heupt, erleuben, gleuben, erbeiten** bei Luther und Emser hat Eck umlautslos **Haupt, erlauben, glauben, arbeiten**; jene haben **stehen, gehen** — dieser **stan, gan** (Imperativ **gang, stand**); jene **gelart, rufen** — dieser **gelert, rüefen**. Für die mitteldeutschen o-œ vor Nasalen in **König, Son, komen, konden, sonder** — so bei Luther und Emser — hat Eck die alten u und ü: **Künig, Sun, kumen, kunden, sunder**. Sein **versöhnen** für das mitteldeutsche **versühnen** verdient besondere Beachtung. Sonst verzeichne ich aus Ecks Bibel **Schüepe** 'Schuppe', **Saul** 'Säule'.

Bei Zeitwörtern wie **treiben, steigen** hat der Baier bereits die neuen Perfekta **stig, trib, schri, blib** gegen die alten **steig, treib, schrei, bleib** bei Emser und Luther; diese haben **ich war — ich hatte**, Eck hat **ich was — ich het**. In der Ingolstädter Bibel treffen wir die Endung **-nuß** gegen das mitteldeutsche **-niß**: bair. **Empfängnus, Gezeugnus, Verdammnus**. Dazu kommen die großen Abweichungen im Wortschatz.[1] Eck hat alle Worte beseitigt, die „den Oberländischen nit gemain" sind. Zeitworte wie **freien, vertrauen, gehorchen, ernten**, die Emser und Luther gebrauchen, ersetzt Eck durch **zur Ehe nehmen, vermählen, gehorsam sein, schneiden**. Für die mitteldeutschen Hauptwörter **Grenze, Seuche, Lappen, Scheffel, Matte (Motte), Scheune, Hubel, Schleuche, Splitter** hat die Ingolstädter Bibel **Gegend, Krankhait — Siechtum, Blätz, Metz, Schabe, Scheure, Bühel, Saumheut, Agen**. An syntaktischen Eigentümlichkeiten beachte man, daß Eck **ihn, ihm** gegen das mitteldeutsche **sich** als Reflexivpronomen, **mögen** gegen Luthers **können** verwendet.

[1] Weiteres über Ecks Wortschatz s. unten S. 78.

Sonst fällt uns eine leidlich konsequente Orthographie auf, die sich besonders im maßvollen Gebrauch der Doppelkonsonanten äußert.

Unter Maximilian begann aber nicht nur die Regulirung, sondern auch die Ausbreitung einer modernen Sprache. So hatte früher Augsburg in seiner Kanzlei wie in seinen Druckereien der lokalen Mundart wichtige Züge entnommen, die uns in der zweiten Hälfte des 15. Jahrhunderts entgegentreten: da herrscht au für â z. B. in den Augsburger Reichstagsakten von 1474 — **Legaut, nauch, wolbedaucht** für **Legat, nach, wolbedacht**. Mit dem Beginn des neuen Jahrhunderts gewinnt die Kanzleisprache der Donaulande dort Eingang; der Augsburger Chronist Werlich 1595 verlegt die sprachliche Reorganisation in das Jahr 1501.[1] Ältere Augsburger Drucke zeigen Lautformen, die von der durchdringenden Norm der Maximilianischen Kanzlei völlig abweichen. In der Aurea Biblia, die etwa 1475 unter dem Titel „Die deutsch guldin Bibel nach Ordnung des ABC" in Augsburg gedruckt wurde, wird gewechselt zwischen dem alten und dem neuen Vokalismus: **Haus** und **Hus, Fleiß** und **Flyß, Teufel** und **Tüfel** kommen neben einander vor; aber vor allem herrschen die ou au (selten ô) für echtes â: **Strouff** 'Strafe', **strouffen** 'strafen', **frougen** 'fragen', **gouben** 'sie gaben', **Schouff** 'Schaf', **haut** — **haust** 'hat — hast'. In den meisten Augsburger Drucken aus der letzten Hälfte des 15. Jahrhunderts kehrt dieses ou au wieder, das erst mit der Blüte der Maximilianischen Kanzlei, nach dem obigen Chronisten mit dem Jahre 1501 in Augsburg ausstirbt. So haben fortan die dort gedruckten Werke diese ou nicht mehr. Es stimmt z. B. der Lautcharakter der Augsburger Bibel von 1518 im ganzen mit den Gepflogenheiten der Kanzlei und Ecks überein: uo, üe, â (nicht ou), ö (für ę), ai (für echtes ei). Auch in der Augsburger Prophetenübersetzung von 1523, die Dr. Caspar Amman zum Verfasser hat, kehren die alten Augsburgischen ou nicht mehr wieder; es heißt **hat, Straff, Gaben**;

[1] Vgl. E. Wülcker Germ. 28, 198; Hansen Fleckeisens Jahrb. 124, 18.

die aspirirten kh (**Khinder, erkhennen, kheren, khünden**) sind vorherrschend; ai in **rain, klain, Stain** ist selbstverständlich; ö für e (**sötzen, röden, Söls, Khöttin, gögen** für **setzen** u. s. w.) ist sehr zahlreich. Das sw sm sn sl der bairisch-östreichischen Kanzlei begegnet allerwärts; ich verzeichne z. B. aus einer gedruckten bairischen Leichenpredigt von 1544 **Swalb, Smertz, sweigen, sließen** u. s. w. Derselbe Text bietet **Begengnus, Bekentnus, Begrebnus, Bekömmernus**; ebenso **Buech, Bluet, Beruef.** Aus zahlreichen Texten der Donaulande läßt sich **versöhnen** belegen; vereinzelt begegnen **khön, grön, berömt — berömen.**[1]

Überhaupt im ganzen Donaugebiet gewinnt in der ersten Hälfte des 16. Jahrhunderts die durch Maximilians Kanzler regulirte Sprachnorm an Allgemeingültigkeit. Der Unterschied von ei und ai, von uo und u, ue und ü, ie und i wird stets eingehalten; die am Schluß des 15. Jahrhunderts überwuchernde Fülle von graphischen Doppelungen der Konsonanten hört allmählich auf. Die Roheit der Drucker und Schreiber in der Orthographie ist einer strengen Norm gewichen, und diese gilt in den Jahren der Reformation für alle deutschen Lande.

Denn auch Mitteldeutschland schließt sich schon im zweiten Jahrzehnt des 16. Jahrhunderts einigermaßen an die Normen der süddeutschen Kanzlei an. Erfurt z. B., das im Bereich der nicht diphthongirenden Landschaften liegt, weist in jener Zeit zahlreiche Drucke auf, die den modernen Lautstand (ei au eu) und zugleich häufig auch das bairische ai haben. Und Straßburg und Basel kennen in ihren Druckereien die gleichen Lautverhältnisse schon vor dem Auftreten Luthers.

---

[1] Vgl. Weinhold, Bair. Gramm. § 59 Anm., wo freilich das in unsere Schriftsprache übernommene versöhnen fehlt. Zu dem § 111 wären aus Eck mehrfache **Fuir** 'Feuer', **huit** 'heute', **Zuigen** 'Zeugen', **er fluißt, gebuit, fluicht, zuicht** nachzutragen als Belege aus dem 16. Jahrhundert.

3.

Luther und die deutsche Sprache.

Ich glaube nicht, daß die Frage berechtigt ist, ob wir mit Luther unsere neuere Sprachgeschichte beginnen, seine Sprache wirklich als neuhochdeutsch bezeichnen dürfen. Aber diese Frage ist aufgeworfen worden und zwar von einem der hervorragendsten Vertreter deutscher Sprachwissenschaft, der sie mit „nein" beantwortet. Scherer hat die 300 jährigen Epochen seiner Litteraturgeschichte, seine männlichen und frauenhaften Perioden auch auf unsere Sprachgeschichte übertragen: an seine litterarische Übergangsperiode von 1350—1650 hat er eine sprachliche Übergangsperiode geschlossen; seine Neuzeit für Sprache und Litteratur datirt er von 1650. Luther ist ihm der Höhepunkt, das Kraftzentrum der Übergangszeit — Schottel eröffnet das Neuhochdeutsche.

Hiermit erhält, glaube ich, weder Luther noch Schottel eine richtigere Stellung in unserer Sprachgeschichte, als ihnen bis vor zehn Jahren allgemein und widerspruchslos zuerkannt wurde. Wird man schon die Gründe vermissen, die dem Wolfenbüttler Hofrat und professionirten Sprachreiniger einen so hervorragenden Platz im Beginn unserer neuen Kulturentwicklung zuweisen könnten, so fehlen anderseits überhaupt Thatsachen, die uns bestimmen müßten, Luther aus seiner kulturgeschichtlichen Stellung zu verdrängen. Schon die gewaltige folgenreiche Thatkraft, mit der er das mittelalterliche Latein der Kirche und die litterarische Knechtschaft Deutschlands aufhebt, stellt ihn in den Beginn der Neuzeit. Der Reformator, der mit seiner welterschütternden Thätigkeit das gesamte

geistige Leben der Nation umgeschaffen, hat durch die Entdeckung der Muttersprache einen sprachgeschichtlichen Erfolg errungen, wie in Deutschland niemand vor oder nach ihm.

Wer die bewegte Stimmung jener stürmischen Zeit kennt und die allgemeinen Zustände vor und neben Luther im ganzen Leben der Nation vorurteilsfrei würdigt, der kann sich bei einiger Umsicht nicht gegen die Thatsache verschließen, daß damals und zwar durch Luther die Entscheidung geschah, welche unserer Muttersprache die gebührende Stellung eroberte. Aber es kommen noch weitere Gesichtspunkte in Betracht. Unsere jetzige Schriftsprache ist im wesentlichen mit der Sprache des Reformators identisch, welche früh zur Norm für Deutschland überhaupt gemacht ist. Nicht die Sprache Niederdeutschlands oder der Schweiz erlangte die Hegemonie; die Zukunft gehörte auch nicht der bairisch-östreichischen Mundart, die durch das Reichsregiment zur Herrschaft über Deutschland berufen schien. Das Meißnische oder Obersächsische, das durch Luthers Bibel klassisch wurde, ist die Mundart, aus der das Schriftdeutsch damals hervorging und in der Folgezeit sich stets erneute.

Zielbewußt ging unser Reformator auch für die Muttersprache vor. Die Zeitgenossen schon bewunderten ihn, wie er bei hervorragenden Anlässen die Stellung der deutschen Sprache betonte. Nicht einmal auf dem Wormser Reichstage vergaß er seine sprachliche Mission. Am ersten Tage der Verhandlungen richtete der kaiserliche Beamte an ihn seine Fragen erst in lateinischer, dann in deutscher Sprache; aber Luther antwortete zuerst deutsch, dann lateinisch — eine Kühnheit, von der alsbald ein fliegendes Blatt [1]

[1] Römische Kaiserliche Majestät Verhörung, Rede und Widerrede Dr. M. Luthers: „der Offizial, so zu den Reden verordnet, gebraucht allewege erstlichen den Befelch in latein und darnach zu teutscher Sprach; aber M. Luther redet die Antwort allwege im ersten zů teutsch und zu dem letzten in latein." Spalatin bezeugt in einem lateinischen Bericht über den Wormser Reichstag dieselbe Thatsache — ein Beweis, daß die Zeitgenossen dem Vorgehen Luthers hohe Bedeutung beilegten. Diese Berichte beziehen sich, wie mich Herr Prof. H. Baumgarten freundlich belehrt, auf den 17. April, während Luther am 18. April zuerst lateinisch, dann deutsch sprach.

der Nation Kunde gab. So trat Luther im Beginn seiner weltbewegenden Thätigkeit auf. Schon längst hatte er die Notwendigkeit erkannt, die Muttersprache zur Hauptvermittlerin göttlicher Lehre zu machen. Schon in einer seiner ersten schriftstellerischen Leistungen äußert er sich in diesem Sinne. In seiner Ausgabe des Buches von der deutschen Theologie 1516 sehen wir ihn freudig bewegt, daß er in deutscher Zunge seinen Gott also höre und finde, wie er ihn bisher nicht gefunden habe — weder in lateinischer, griechischer noch hebräischer Zunge. So war schon 1472 ein Geistlicher, der „die 24 guldin Harpfen" aus dem Lateinischen übersetzte, für deutsche Erbauungsbücher eingetreten; niemand solle sich durch ihre sprachlich-stilistische Roheit (stili barbaries) abschrecken lassen, ihre stoffliche Wahrheit (sententiarum veritas) solle jeden zur Lektüre reizen. Aber sein Wunsch „utinam multa latina sic barbara essent" sollte in irgend welchem Umfange vor 1519 nicht in Erfüllung gehen. Ja noch 1520 durften gleiche Wünsche, gleiche Hoffnungen geäußert werden. „Ich will einem jeden — so schrieb damals Luther in der Vorrede zu der Schrift „Von den guten Werken" an den Herzog Johann — die Ehre großer Ding herzlich gerne lassen und mich gar nichts schämen deutsch den ungelehreten Laien zu predigen und schreiben, wiewohl ich auch desselben wenigs kann. Dunket mich doch, so wir bisher und furtmehr uns desselben geflissen hätten und wolten, solte der Christenheit nit eins kleinen Vorteils mehrer Besserung erwachsen sein denn aus den hohen großen Büchern und Question in den Schulen under den Gelehreten allein gehandelt." Solche Wünsche, die in den Herzen einiger weniger Männer lebten, blieben in den Augen der Mehrzahl der gebildeten Theologen unberechtigt, bis die Reformation die berechtigten Forderungen des Volkes erfüllte.

Es gehörte die ganze Umsicht und Thatkraft unseres Reformators dazu, auch den Kampf um die Sprache gleichzeitig mit den geistigen Fragen zu entscheiden. Was Maximilians nationale Gesinnung nicht hatte vollenden können, wurde jetzt durch Luther in ungeahnter Schnelle und ungeahntem Umfange weltgeschichtliche

Thatsache. Auf dem Augsburger Reichstag 1530, wo die Gegensätze zum letzten Male schroff einander gegenüber standen, zeigte sich, daß der Streit zu Gunsten der Volkssprache entschieden war. Als dort die katholischen Reichsstände zuerst die lateinische Fassung der Augsburgischen Konfession vorgelesen wissen wollten, bestand der Churfürst von Sachsen darauf, die deutsche Fassung zuerst zu hören, und der Kaiser entschied in seinem Sinne. So hatte die Muttersprache, welche mit dem 14. Jahrhundert für weltliche Zwecke eine mehr und mehr steigende Geltung gewann, die kirchliche wie die staatliche Weihe errungen; als Sprache der Messe und des Gemeindegesangs war sie für alle Herzens- und Gewissensfragen hinfort mehr als ein unwürdiger Notbehelf.

Noch größeres hat Luther zugleich erzielt. Die Jahrhunderte lange Verwahrlosung der Sprachformen hatte der Muttersprache jeden Lebensgeist genommen. Aber mit Luthers entscheidenden Erfolgen verklingen die Klagen über die Barbarei unseres Deutsch, die unter der Herrschaft des Latein nie verstummten. Der Vorwurf der sprachlichen Regellosigkeit und Ungelenkigkeit wird unverdient und unberechtigt. Luther selbst wird die Sprachnorm, die so lange gefehlt hat.

Als sein rastloses Leben voll reichster Segnungen in Eisleben geendet, verkündigt Justus Jonas [1] über der Leiche des gottgesandten Mannes neben seinen sonstigen Verdiensten auch seine Bedeutung für die Muttersprache: „Er war ein trefflicher gewaltiger Redner — so äußerte sich Justus Jonas — ein überaus gewaltiger Dolmetscher der ganzen Bibel. Es haben auch die Kanzleien zum Teil von ihm gelernt recht deutsch schreiben und reden; denn er hat die deutsche Sprache wieder recht herfür gebracht, daß man nu wieder kann recht deutsch reden und schreiben, wie das viel hoher Leut müssen zeugen und bekennen.“ Was Justus Jonas

[1] Zwo tröstliche Predigt uber der Leich des Doctor Martin Luther durch Dr. Justum Jonam und Mich. Celium, Wittenberg 1546. — Melanchthons Leichenrede auf Luther verdeutscht von Casp. Creutzer 1546.

zu Eisleben und was bald darauf Melanchthon zu Wittenberg an Luthers Grabe als die sprachlichen Errungenschaften des thatkräftigsten Lebens hinstellten, war keineswegs die subjektive Anschauung einiger Kampfgenossen des Reformators. Freunde und Feinde waren darüber einig, daß der Umschwung in der Stellung und in der schriftlichen Handhabung der Muttersprache ihm allein zu danken war.

Zunächst stellt die aufblühende deutsche Grammatik Luther als Sprachnorm neben die kaiserlichen Kanzleien. So bereits 1531 Fabian Franck von Bunzlau in seiner „Orthographia"; er verlangt, daß „man guter Exemplar warnehme, unter welchen mir etwan des teuern Kaiser Maximilians Kanzlei und dieser Zeit Dr. M. Luthers Schreiben (neben des Joh. Schönbergers von Augsburg Druck) die reinsten und emendirtsten zu handen kommen sein". Rebhuhn, Lehrer und Geistlicher in Mitteldeutschland, ein Freund Luthers, plante eine deutsche Grammatik, wie er 1544 in der zweiten Ausgabe seines Dramas von der Susanna sich äußert, in der ausgesprochenen Absicht, „um mitzuwirken zur Erhaltung des feinen artigen und hochberedten der teutschen Zungen unsers lieben Vaters Dr. M. Lutheri ausgelassener teutscher Schriften". 1536 sagt Erasmus Alberus: „Luther hat die teutsche Sprache reformirt und ist kein Schreiber auf Erden, der es ihm nachthun kann". Indirekt bezeugt Burkhart Waldis in seiner Neubearbeitung des Teuerdank 1553 den Fortschritt der Sprache seit 1523: „Die teutsche Sprache — wie allen bewußt — hat sich in dreißig Jahren stattlich und wohl gebessert". Nach Luthers Korrektor Christoffel Walther hat der Reformator „unser Muttersprache sehr schön polirt und geschmückt" (1563); „auch ist in deutscher Sprache seines Gleichen nie gewesen" (1571). Und im Jahre 1564 singt ein dem Leben und Wirken Luthers gewidmeter Hymnus:

Die deutsche Sprach nach rechter Art
Hat er auf's neu poliret
So klar, verständlich, rein und zart,

Wie deutscher Sprach gebüret.
Was er durch Gottes Geist und Kraft
Geschrieben und gelehret,
Hat Mark und Saft, es trifft und haft,
Wers lieset oder höret.

Nach der Basler Otfridausgabe 1571 hat „der Mann Gottes Dr. M. L. der deutschen Zungen erst recht geluppet, die Rhetorik und alle Zierlichkeit darein gepflanzet und dermaßen ausgeputzet und polirt, daß sie zu unsern Zeiten jetzunder mit Eloquenz, Wolredenheit und Schönheit der Wort, Sentenzen und Clausuln andern Sprachen nit vil bevorgibt". Sleidan bezeugt im 16. Buch de Stat. Rel. mit gleich anerkennenden Worten, was Luthers Deutsch vermocht hat: „Ea vertit e latino sermone quae verti non posse putabantur et significantissimis utitur verbis maximeque propriis et unica voce rem nonnumquam ob oculos ponit". Und 1578 erscheint des Claius „Grammatica Germanica ex bibliis Lutheri Germanicis et aliis ejus libris collecta", worin des Reformators Sprache als klassische Norm, ja als eine direkte Offenbarung des heiligen Geistes betrachtet wird. Um so bedeutsamer ist die Thatsache, daß 1595 diese selbe Grammatik, die alle ihre Belege aus Schriften Luthers nimmt, im Münchener Jesuitenkollegium [1] gebraucht worden ist, obwohl darin Belege zu finden sind wie „Ein veste Burg ist unser Gott".

Daß in der That auch katholische Kreise die sprachliche Bedeutung Luthers tief empfanden, beweist der Ingrimm des katholischen Grammatikers Laurentius Albertus aus Augsburg 1573 gegen die Sprache des Protestantismus. Ein östreichischer Katholik bezeugt denselben Einfluß Luthers:

---

[1] Pietsch 89. Germania 8, 465. Grotefend 60. 62. 65. Wackernagel, Kirchenlied III, 196 (freundlicher Nachweis des Herrn Dr. E. Wülcker). Übrigens eines der frühesten Urteile über die Bibelübersetzung Luthers ist das von Dr. Joh. Brentz „Der Prediger Salomo" 1528 in der Vorrede: „Die Vertolmetschung Doctoris Martini Luthers reicht für sich selbs also hell den Verstand dar, daß sie die Auslegung mit sich auf dem Rücken trägt".

Er wolt ein guter Teutscher sein;
Sein Zung ihn vielen dunkt gar fein;
Auch manch Katholisch sich drauf geben,
Daß sie teutsch sprächen zierlich eben.

Im Jahre 1550 erschien eine Revision der Eckschen Bibel; Erasmus Wolf, der sie besorgte, warnte im Vorwort die Jugend und die Laien vor der zierlichen Sprache der Protestanten, vor den „glatten Honigworten von einer guldenen Zunge".

Gewiß hat sich Luther keiner Selbsttäuschung hingegeben, wenn er schon im Sendbrief vom Dolmetschen stolzerfüllt von den Papisten sagt: „Das merkt man wol, daß sie aus meinem Dolmetschen und Deutsch lernen deutsch reden und schreiben und stehlen mir also meine Sprache, davon sie zuvor wenig gewußt. Es thut mir sanft, daß ich auch meine undankbare Jünger, dazu meine Feinde reden gelehrt habe". Die Sprache katholischer Schriftsteller ist ihm um so verhaßter, als sie ihn abschreiben, seine Sprache lernen und bald sein Deutsch meistern wollen. Aber „wenn ich sie hätte sollen fragen, wie man die ersten zwei Worte Matth. 1 Liber Generationis sollte verdeutschen, so hätte keiner gewußt 'gack' dazu zu sagen".

Das Verhalten katholischer Übersetzer zur protestantischen Bibel ist denn auch ein schlagender Beleg für Luthers Äußerung. Hieronymus Emser hat Luthers neues Testament leicht überarbeitet im Sinne der katholischen Kirche; 1527 war die erste Ausgabe erschienen, die Luther im Sendbrief vom Dolmetschen als Plagiat charakterisiren mußte; eine zweite Ausgabe erschien 1528 nach Emsers Tode, andere folgten; auch für Niederdeutschland wurde sie bearbeitet 1530; und Eck legte 1537 Emsers Plagiat seiner bairischen Bearbeitung zu Grunde, nachdem zuvor Johann Dietenberger Luthers Text selbst wieder einer eigenen Bearbeitung für Katholiken unterzogen hatte.

Was stillschweigend durch ein solches Verhalten gegnerischer Übersetzer für Luthers Sprache anerkannt wurde, mußte jeder unbefangene Katholik zugestehen. Besonders wertvoll ist das Urteil,

das der erzkatholische Georg von Sachsen, der erbittertste Gegner Luthers, Lucas Cranach gegenüber äußerte. Dem Herzog war Luthers Büchlein 'ob Kriegsleute auch in seligem Stande sein könnten' in einem Exemplar ohne Titelblatt und ohne Nennung des Verfassers vorgelegt. Nach der Lektüre äußerte er seine volle Freude gegen den Maler: „Siehe, Lucas, Du rühmest immer deinen Mönch zu Wittenberg, den Luther, wie er allein gut teutsch reden und gute teutsche Bücher schreiben könne. Aber Du irrest hierin sowohl als auch in andern Stücken mehr. Siehe, da habe ich auch ein Büchlein, das ist ja so gut und besser, denn es der Luther nimmermehr machen könnte." Cranach belehrte ihn, daß Luther der Verfasser des Büchleins sei; Luther habe ihm selbst ein Exemplar mit Titelblatt und Autornamen zugeschickt; er legt dasselbe dem Herzog vor, der ärgerlich und im Unmut ausruft: „Ists doch schade, daß der heillose Mönch solch ein gutes Büchlein hat machen sollen".[1]

Ein ähnlicher Zeuge ist Georg Wizel. Dieser bedient sich in seinem „Betebüchlein beide dem Alter und der Jugend nützbar" (Leipzig 1537) nach dem Vorwort der Lutherschen Bibelübersetzung, „weil dieselbe itzt jederman bekannt und ohne diese niemand bei unsern Laien Glauben hat". In Wahrheit bewundert Wizel die Sprache des verhaßten Reformators: „Es kutzelt fein, fein Deutsch, und hält den Leser" — so urteilte er 1533 über die neue Bibelübersetzung;[2] sie sei an sich selbst leicht und verständig, auch gut; ihr Autor sei darauf bedacht gewesen, „wie seine Arbeit den deutschen Ohren wol klinge".

So sehr aber auch Luthers Sprache von den Zeitgenossen bewundert wurde — über einen Punkt waren Freund und Feind einig, daß er das Maß des Erlaubten nicht einhielt. Die Sprache

[1] Prof. Rud. Hildebrand war so freundlich, mich auf dieses höchst wertvolle Zeugnis hinzuweisen, das M. B. Lindau in seinem Buche über Lucas Cranach, Leipzig 1883, S. 229 mitteilt (vgl. Chr. Spangenbergs Adelsspiegel 1591—1594 I 131, II 58).

[2] Evangelium Martini Luthers, Leipzig 1533. F iii a.

seiner Polemik war zu persönlich, sie war hart und ungestüm, schonungslos und vernichtend; in den Schmähworten und in den Invektiven stand er hinter keinem Zeitgenossen zurück, und in jenem Jahrhundert war viel gestattet, ohne daß man deßwegen gerügt wurde. Die Heftigkeit und Leidenschaftlichkeit der Lutherschen Sprache hängt natürlich bis ins innerste mit seinem Charakter zusammen. Als Melanchthon 1546 zu Wittenberg am Grabe des Reformators die Summe des reichsten Lebens zog, erwähnte er die Vorwürfe, die auch gutherzige Leute der Sprache Luthers gemacht haben, aber er fand keine andere Entschuldigung dafür, als das Gesamtbild des großen Mannes. Luther selbst hatte mit biblischen Vorbildern die Leidenschaft seiner Sprache gerechtfertigt: „Ich bin wol beißig gewesen und ich werde so fortfahren, indem ich das Beispiel Christi vor mir sehe, der seine Widersacher 'Schlangenbrut', 'Teufelskinder' nennt. Was soll auch das Salz, wenn es nicht scharf beißt, die Schneide am Schwert, wenn sie nicht schneidet".

Von katholischer Seite wurde dem Reformator vorgeworfen, daß er überhaupt „freche und ärgerliche" Worte gebrauche, ohne auf „die Jungfrauen und unschüldigen Herzen" Rücksicht zu nehmen. Emser freilich hatte im neuen Testament an ihnen keinen Anstoß genommen; sie stehen in seinem deutschen Text, wo sie bei Luther stehen. Als aber nach Emsers Tode eine neue Ausgabe (1529) erschien, wurden sie „in züchtigere verändert und zu Zeiten umbschrieben" (3. Aufl. Blatt 211) nach der Angabe des Herausgebers; drei, nur drei Worte sind es, die diesem anstößig waren: der revidirte Text hat **Unkeuschheit, Bulin, unkeuschen,** wo Luther Sache und Person mit ihren wahren Namen nennt. Das waren also ungerechte Vorwürfe.

Wenn etwas an Luthers Stellung zur damaligen Sprache uns unerfreulich ist, so ist es seine Intoleranz gegen die Sprache anderer. Für Zwinglis Deutsch hat er nur harte Worte; seine unverständliche Mundart gefalle dem Schweizer besser als dem Storch sein Klappern (s. unten S. 69). Die Sprache der Rotten-

geister und Wiedertäufer greift er im zweiten Teil seiner Schrift „wider die himelischen Propheten“ an und spottet über ihre „tölpischen“ Worte wie **Entgröbung, Studirung, Verwunderung, Langweil.** Auch in den Tischreden äußert er — weniger wohl durch sprachliche als vielmehr durch sachliche Gründe geleitet — sein Mißfallen gegen **Verwunderung, Langweiligkeit**, gegen **Besprengung, Gelassenheit**, gegen **Entgröbung, Willigkeit.** Darin hat unsere Sprachgeschichte der schroffen Abneigung des Reformators ebensowenig Recht gegeben, als sie seinen Widerwillen gegen Kanzleiworte wie **beherzigen, behändigen, erschießlich, ersprießlich** bestätigt hat.

Mit Luthers Sprache und mit der Anerkennung seiner sprachlichen Autorität wurde das Ansehen der Kanzleien geschädigt, welche für große Kreise die Sprachnorm abgaben. Luther selbst hatte der kaiserlichen und churfürstlich sächsischen Kanzlei eine Art sprachlicher Bedeutung zuerkannt, wenn er sie in den Tischreden als seine Vorbilder bezeichnete. Aber nur in beschränktem Umfange läßt sich dies zugeben. Die Pedanterie und Leblosigkeit, die Steifheit und Kälte des Kanzleideutsch sind ihm völlig fremd, und mehrfach hat er in offener Polemik gegen die Kanzlei seine eigene sprachtheoretische Selbständigkeit an den Tag gelegt.

Schon Niclas von Wyle hatte die Neuerungssucht der Kanzlisten empfunden und die Stadtschreiber ermahnt, bei ihren Untergebenen die Aufnahme beliebiger Kanzleiunarten nicht zu dulden. Und nun wirft Luther in der Vorrede zum alten Testament den Kanzlisten Sprachverderberei vor: „Sie achten es nicht deutsch zu reden und lassen sich dünken, sie haben Macht deutsche Sprache zu ändern und dichten uns täglich neue Wörter“.

Wenn Justus Jonas in seiner Eisleber Leichenpredigt der Sprache des Reformators einen Einfluß auf die Kanzleien zuschreibt, so hat er Recht: Luther bricht die Autorität der Kanzlei. Auch der katholische Bibelübersetzer Eck, der auf dem Boden der Maximilianischen Kanzlei steht, ereifert sich gegen die gemeinen Kanzler, die „lützel Aufmerkens und judicii darauf haben“, nach

rechter Art und Kunst deutsch zu schreiben. Aegidius Tschudi gab dann „den naswisen Kanzlern und consistorischen Schribern“ die Schuld an der barbarischen Einmischung von lateinischen Wörtern in deutsche Texte. Und wie Fischart das „Tintendeutsch“ der Kanzlisten verhöhnt, so sehen wir auch Schulbehörden gegen die Gespreiztheit des aktenmäßigen Periodenbaus eifern. Eine Schulverordnung von 1575 äußert sich über die Übungsstücke der Schüler: „der Stilus soll nicht kanzleiischer Art sein, in welcher von oftmals etliche Wörter wie **nachdem** und **demnach** ganz weit von einander gesetzt werden, also daß die unerfahrene Jugend im Deutschen nicht kann merken, wie eins auf das andere folgt“ (Pietsch 87).

Bei der ungewöhnlichen Produktion deutschsprachlicher Druckwerke mußte sich denn auch zeigen, wie sehr die Muttersprache unter einer Jahrhunderte langen Vernachlässigung verkümmert war. Wo die besten Köpfe der Nation dem Latein huldigten, konnte das Deutsch nicht heranreifen, um höheren Problemen zu dienen. Überall fehlten gleichwertige Ausdrücke für Wendungen, für die das Latein eine vielleicht gar durch Cicero geweihte Formel von selbst darbot. Wie reich ist Hutten, wo er Latein schreibt! Und wie ungelenk, wie gezwungen ist sein Deutsch!

Diesen Abstand der beiden Sprachen konnte niemand schwerer empfinden als die Übersetzer. Jetzt, wo man neue Quellen für geistige Anregung im Altertum aufdeckte, wo das Verlangen nach der Erschließung dieser Quellen allgemein war — wären an der Ungelenkigkeit und Ungefügigkeit unserer Sprache die edelsten Bestrebungen beinahe gescheitert. Hatte doch Erzbischof Bertold von Mainz gerade mit Rücksicht auf die Armut der deutschen Sprache bereits 1486 Übersetzungen religiöser Schriften und speziell biblischer Texte verpönt! „Fateri oportet, idiomatis nostri inopiam minime sufficere necesseque fore, translatores ex suis cervicibus nomina rebus fingere incognita, aut si veteribus quibusdam utantur, veritatis sensum corrumpere, quod propter magnitudinem periculi in litteris sacris magis veremur!“

Diese Begründung ist nicht ganz unzutreffend; man würde

sie in Schutz nehmen müssen, wenn sonst aus den altkirchlichen Kreisen etwas zur Förderung der deutschen Sprache und einer spezifisch nationalen Bildung geschehen wäre. Als unser großer Reformator schließlich die gewaltige Aufgabe übernahm, vor welcher Bertold von Mainz mit der Strafe der Excommunication abgeschreckt hatte, drängte sich ihm jener Eindruck von der Unzulänglichkeit der Muttersprache in noch höherem Grade auf, als den Übersetzern profaner Texte des Altertums. Je höher er von seiner Aufgabe dachte, um so störender machte sich die Härte und Roheit des Stoffes, mit dem er arbeiten mußte, immer von neuem wieder fühlbar. „Ich hab mir auch fürgenommen — so schreibt er während der Arbeit an Hartmut von Cronenberg [1] — die Biblia zu verteutschen. Das ist mir Not gewesen. Ich hätte sonst wol sollen in dem Irrtumb gestorben sein, daß ich wär gelehrt gewesen. Es sollten solichs Werk thun, die sich lassen dunken gelehrt sein.“ Und mit fast denselben Worten begleitet er 1525 die Übersetzung der fünf Bücher Moses: „Ich meinet auch, ich wäre gelehret, und weiß mich auch gelehrter denn aller hohen Schulen Sophisten von Gottes Gnaden. Aber nu sehe ich, daß ich auch noch nicht mein angeborne deutsche Sprach kann. Ich hab auch noch bisher kein Buch noch Brief gelesen, da rechte Art deutscher Sprach innen wäre. Es achtet auch niemand, recht deutsch zu reden, sonderlich der Herrn Kanzleien und die Lumpenprediger und Puppenschreiber, die sich lassen dunken, sie haben Macht deutsche Sprach zu ändern und tichten uns täglich neue Wörter **beherzigen, behendigen, ersprießlich, erschießlich** und dergleichen. Ja, lieber Mann, es ist wol bethöret und ernarret dazu.“ Während der Übersetzung der Propheten klagt er (Walch XVI, 508): „Ach Gott! wie ein groß und verdrießlich Werk ist es, die hebräischen Schreiber zu zwingen deutsch reden! Wie sträuben sie sich und wollen ihre hebräische Art gar nicht verlassen und dem groben Deutschen nachfolgen, gleich

[1] Ein Missive allen den so von wegen des Wort Gottes Verfolgung leiden, Wittenberg 1522. Pietsch 36. Bindseil Colloquia Latina I, 192.

als wenn eine Nachtigall, so ihr der übereinlautende Kukuksgesang ganz entgegen, gleichwol solte ihre liebliche Melodei verlassen und dem Kukuk nachsingen"! Die Vorrede zum Jesaias (1528) weiß auch von der ungelenken deutschen Zunge. Und als der Eisleber Agricola die Andria von Terenz 1543 verdeutschte, äußerte Luther Freunden gegenüber, die deutsche Sprache sei zu schwerfällig für solche Versuche; nur das Französische sei geschmeidig genug, dem Originale nahe zu kommen.

Überall ist das Latein das Hemmnis für echt deutschen Stil. Es hält alle in Fesseln, die sich der mit dem Bücherdruck aufstrebenden nationalen Litteratur widmen. Niclas von Wyle steht praktisch wie theoretisch auf dem Standpunkt, daß „ain jetklich Tütsch, daß uß gůtem zierlichen und wol gesatzten Latine gezogen und recht und wol getransferirt wär, ouch gůt zierlich tütsche und lobeswirdig haißen und sin müßte und nit wol verbessert werden möcht". Auch ein Sprachlehrer wie Ickelsamer redet der Nachahmung lateinischer Partizipialkonstruktionen das Wort.

Natürlich mag vielfach die Schuld auch an den Übersetzern gelegen haben, wenn die Verdeutschung zu weit hinter dem Original bleibt. Aber man würde unrecht thun, wenn man die Fähigkeiten der damaligen Sprache so sehr überschätzen wollte, wie es Pirkheimer in einer Zuschrift an den Grafen Johann von Schwarzenberg (Tugendbüchlein S. 112) mit folgenden Worten thut, die immerhin viel Richtiges enthalten: „Es haben Ew. Gnaden zum öftern Malen von mir gehört, daß meines Bedunkens möglich sei, alle Ding, so in einer Sprach geschrieben sein, in eine andre verständigerweise zu bringen, unangesehen, daß ihr etliche vermeinen unmöglich zu sein das Lateinische vollkommen in das Deutsche zu verwandeln. Aber nach meinem Bedunken kommt solcher Irrsal aus derselben Unverstand oder daß sie dem lateinischen Buchstaben zu genau anhängig sind, mehr ihren Fleiß auf zierliche Wort als den rechten Verstand wenden. Aus dem folget oft, daß solche Verdeutscher selbst nicht vernehmen das, so sie andern zu verstehen geben sich unterstehen, und so solches geschicht, wollen sie ihre Unge-

schicklichkeit damit verdecken, als solt sich das Lateinische mit dem Deutschen gar nicht vergleichen. Aber dem ist in Wahrheit nicht also; thut aber not einem jeglichen, der eine Sprache in eine andere verkehren will, daß er allein den Sinn unangesehen der Worte in die Sprache, die er vor-ihm hat, klar, lauter und dermaßen verändere, daß ein jeglicher derselben Sprache verständig das, so verkert ist, leichtlich verstehen möge."

Weit verbreiteter als diese auf nüchtern sprachphilosophischem Standpunkt beruhende Anschauung sind die Klagen über die Verwahrlosung der deutschen Sprache. In seinen deutschen Sprichwörtern 1529 (Vorrede) sagt der patriotische Agricola voll Entrüstung: „Unsere Sprache achten wir Deutschen so gar für nichts, daß sie auch fast gefallen ist und niemand oder gar wenig Leut sind, die deutsch reden können. Alle Nationen haben ihre Zungen und Sprachen in Regeln gefasset, allein wir Deutschen haben solchs vergessen, das unser gering geachtet ꝛc."

Zumal die aufstrebende Übersetzungslitteratur bestätigt, wie mühsam unsere Schriftsteller zu ringen hatten, um den Wettkampf mit hervorragenden klassischen Werken aufnehmen zu können. Was Luther im Wetteifer mit dem Original der heiligen Schriften gelang, versuchten zahlreiche Köpfe mit den Werken des Altertums, und kaum wird einem die trübe Erfahrung von der Unzulänglichkeit der deutschen Sprache erspart geblieben sein. Man höre z. B. die allgemeine Charakteristik unserer sprachlichen Zustände, die Valentin Boltz von Ruffach in seiner Terenzübersetzung Tübingen 1544 (Widmungsepistel 1539) entwirft: „Das ist das alt Gift und pestilenzisch Übel, daß wir Teutschen nie viel Acht auf unser Mûtersprach gehabt haben und wie sie gepflanzt und aufgebracht werd, die ja gleich ihr facundiam und Zier so wol hat als andere Sprachen. Wer das erfahren wöll, der besehe und lese den verteutschten Josephum, Senecam, Officia Ambr. und viel trefflicher Autores, die der hochberedt Mann teutscher Nation Doctor Caspar Hedio zû Straßburg verteutscht hat und in wunderbarlichen Wolstand teutscher Zungen bracht hat. Darob werden

auch viel stolz Gelehrten murren und sagen, es sei nit loblich, daß man alle Ding also in teutsche Sprach bring; das Latein werd dardurch verachtet. Ich sage 'nein' darzû. Es ist der lateinischen Sprach ein treffelicher Rûhm und hoher Preis, daß sie hohe wunderbarliche Ding hinder ihr verborgen hat gehan, und macht uns Teutschen, daß mir erst anfahen, unser eigen Sprach reguliren und wolstellen".

Andre Stimmen bestätigen den Eindruck, den dieses Zeugnis macht. Selbet, der 1533 den Valerius Maximus verdeutschte, und Polychorius, der 1536 eine Suetonübersetzung veröffentlichte, beklagen die Unzulänglichkeit der Muttersprache fast mit den gleichen Worten: „Ich muß bekennen, daß ichs oft besser im Kopf, dann zu Worten hab bringen mögen, villeicht zu Zeiten durch Schwäche der teutschen Sprach" — „Ich muß ja vor allen Dingen bekennen, daß mir wol hierin mag widerfahren, als der Poet sagt, daß ich hätt wollen ein Hafen formiren, aber im Lauf des Rads ein Krug daraus worden, besser im Kopf gehabt, dann ich es ins Teutsch mocht bringen!"

Daneben hören wir Stimmen triumphirender Freude über das Gelingen einer Übersetzung.[1] Es braucht jedenfalls nicht buchhändlerische Reklame gewesen zu sein, wenn zuweilen Titelblätter von Übersetzungen die Worte enthalten „vormals in teutsche Sprach zu transferiren noch von niemand sonst understanden, sondern für unmügelichen geachtet worden".

Mag Pirkheimer immerhin die Fähigkeiten der deutschen Sprache überschätzen, in seinen Worten erkennen wir das Haupthemmnis jeder gesunden Entfaltung deutscher Sprachart.

Luthers Sendschreiben vom Dolmetschen gibt zum ersten Male klare, unzweifelhafte Grundsätze für jeden, der deutsch schreiben will, zumal für Übersetzer: „Man muß nicht die Buchstaben in der lateinischen Sprache fragen, wie man soll deutsch reden, sondern man muß die Mutter im Hause, die Kinder auf der

[1] Degen II 414. 520. 636.

Gassen, den gemeinen Mann auf dem Markte darum fragen und denselbigen aufs Maul sehen, wie sie reden, und darnach dolmetschen, so verstehen sie es denn und merken, daß man deutsch mit ihnen redet".

Unser Bibelübersetzer ist seinem Programm stets treu: er geht in die Werkstätten der Handwerker, er erfragt Kunstworte vom Goldschmid, er schaut den Spielen der Kinder zu, er ist beim Schlachten von Schafen zugegen, um die natürliche Sprache des Volkes für die Zwecke seines hohen Berufes zu lernen. Die Sprache exklusiver Kreise kann er sich nicht dienstbar machen; er bittet während der Übersetzung des neuen Testaments seinen Freund Spalatin, passende schlichte Worte der Volkssprache (verba simplicia) für ihn zu beobachten, aber die Sprache von Höflingen und Soldaten (verba castrensia et aulica) dabei fern zu halten. Im Vorwort zu Hiob betont Luther, daß seine Übersetzung deutliche und jedermann verständliche Rede biete. Wie uns das Sendschreiben vom Dolmetschen berichtet, hat er mit seinen Freunden zuweilen vierzehn Tage, drei, vier Wochen ein einziges Wort gesucht, „habens dennoch zuweilen nicht funden. Läuft einer itzt mit den Augen durch drei oder vier Blätter und stößt nicht einmal an, wird aber nicht gewahr, welche Wacken und Klötze da gelegen sind, da er itzt über hingehet wie über ein gehoflet Brett, da wir haben müssen schwitzen und uns ängsten, ehedenn wir solche Wacken und Klötze aus dem Wege räumeten!"

4.

Schriftsteller und Buchdrucker.

Das Latein hatte auf dem deutschen Boden eine um so festere Stellung, als es keine überall anerkannte und überall verstandene Gemeinsprache gab, die dem schriftlichen wie dem mündlichen Verkehr hätte dienen können. Konnte z. B. ein Züricher erwarten, sein Deutsch werde in Obersachsen verstanden werden? Überall bot sich die mittelalterliche Weltsprache als bequemstes und geläufigstes Bindeglied gleichsam von selbst.

Als Zwingli von dem Landgrafen Philipp von Hessen ein deutsches Schreiben in moderner Lautform erhielt, worin er zu dem Marburger Religionsgespräch aufgefordert wurde, antwortete er dem Landgrafen am 7. Mai 1529 in einem lateinischen Brief mit der ausgesprochenen Befürchtung, sein Schweizerdeutsch würde vom Fürsten kaum verstanden werden. Und von der Reise aus bat Zwingli den Zürcher Rat, man möge ihm einen des Latein kundigen Ratsboten nachsenden; „ich besorge sehr, sie verstehen (in Marburg) unsere Sprache nicht". Bei dem Religionsgespräch selbst schlug dann Zwingli vor, „der sich mit seiner schweizer Mundart im Nachteil fühlen mochte", daß in lateinischer Sprache verhandelt würde.[1] Ein solcher Abstand innerhalb der lebendigen Mundarten hat sich damals gewiß überall fühlbar gemacht.

---

[1] Übrigens wurde bei dem Religionsgespräch doch auch deutsch verhandelt. Vgl. Mörikofer, Zwingli II, 225, 229, 233.

Und was von dem gesprochenen Deutsch gilt, trifft in noch höherem Maße den schriftlichen Gebrauch der Muttersprache. 1511 entschuldigt ein Schriftsteller sein Deutsch mit der Bemerkung, daß „ein Deutsch nit in allen Landen genug und jedermann verständlich ist oder angenehm“.[1]

Auch die Sprachlehrer sind bei der Mannigfaltigkeit unserer Mundarten völlig ratlos, wie man ein Lehrgebäude des Deutschen aufzubauen habe. Meister Hans Fabritius, der in Erfurt 1531 ein Büchlein über gleichlautende Worte erscheinen ließ,[2] ruft verzweifelt aus: „Ich weiß schier nicht, wie ich meine Schulers lehren soll der Ursachen halber, daß jetzunder, wo unser nur drei oder vier Deutsche zusammen koment, hat jeder einen sonderlichen Gebrauch. Wolte Gott, daß es darhin komen möchte, daß die Kunst des Schreibens einmal wider in ein rechten Brauch komen möchte — es muß doch zuletzt dahin komen“. Solche Stoßseufzer, solche Wünsche mußten allerwärts laut werden; denn nirgends konnte von einer zwingenden, allgemeingültigen Sprachnorm die Rede sein. Diese Zustände veranschaulicht uns auch die Klage, die Luthers Korrektor Christoffel Walther[3] über die orthographische Verwirrung von damals ausstößt: „Wenn hundert Briefe und gleich mehr mit einerlei Wörter geschrieben wörden, so wörde doch keiner mit dem Buchstaben übereinstimmen, daß einer mit Buchstaben geschriben wörde wie der ander. Derhalb ist die Sprache auch so unverständlich, dunkel und verworren, ja ganz verdrießlich und unlustig zu lesen. Und sonderlich komet sie den fremden undeutschen Leuten sehr schwer und sauer an zu verstehen und unmüglich recht zu erlernen.“

---

[1] Birlinger in Herrigs Archiv 43, 124.

[2] Ein nützlich Büchlein etlicher gleichstymmden Worther, aber ungleichs Verstandes, den angenden deutschen Schreybschülern zu gut mitgeteylt durch Meister Hanssen Fabritium, Rechenmeister und deutschen Schreyber zu Erffurth 1531. Die Schrift scheint verloren zu sein.

[3] Bericht von Unterscheid der Biblien und anderer des Ehrwirdigen und seligen Herrn Dr. M. Lutheri Bücher. Wittenberg 1563.

Und in der That, was im Inlande unangenehm empfunden wurde, mußte den Ausländern besonders lästig sein. Jede Mundart nannte sich deutsch. Sollten nun fremde Kaufleute, fremde Gelehrte, fremde Gesandte niederdeutsch oder alemannisch, bairisch oder mitteldeutsch lernen? Die Romanen, die besonders mit den oberrheinischen Landschaften Verkehr hatten, konnten sich mit der alemannischen Mundart sonst nirgends verständlich machen. Ein französischer Gelehrter, Carolus Bovillus (De Bouelles) Samarobrinus, hat im Jahr 1533[1] einen Besuch geschildert, den er dem Philologen Trithemius gemacht hat. Der deutsche Gelehrte äußerte seinen Wunsch und sein Programm, das Deutsche dem Lateinischen ganz ebenbürtig zu machen und unsern Schriftstellern ein brauchbares Werkzeug zu schaffen. Und der Franzose verwies auf die großen Dialektunterschiede in Deutschland, die jede Einigung unmöglich machten; und wer wolle entscheiden, was richtig sei: „**dag** oder **tag**, **wattre** oder **wasser**, **wite win** oder **wisse win**, **brot** oder **brott**?“ Der Franzose hatte so Unrecht nicht. Es gab keine Mundart, die sich eines verbreiteten Ansehens erfreute. Nur der Name 'deutsch' galt überall, und der Name 'hochdeutsch' begann damals bereits die Hoffnungen und Wünsche zu antizipiren, die erst nach und nach in Erfüllung gehen sollten.

Friedrich Zarncke verdanken wir den Nachweis der ältesten Belege für den Namen **hochdeutsch**; er findet ihn zuerst 1493 in dem „Briefformulari des hochdeutschen Stilums“, um 1510 in einer zu Straßburg gedruckten Schrift Geilers und 1519 in der zu Rostock erschienenen niederdeutschen Übersetzung von Sebastian Brants Narrenschiff. Somit dürfte das Wort etwa um die Mitte des 15. Jahrhunderts aufgekommen sein. Schon 1481 treffen wir in einer schweizerischen Schrift „ein Bürdlin der Zit“ (Fasciculus temporum) 'Hochdüschland' als Gegensatz zu 'Niederdüschland'. Und so ist **hochdeutsch** zunächst blos als Gegensatz zu **niederdeutsch**

[1] Liber de differentia vulgarium linguarum et Gallici sermonis varietate etc. Paris 1533. Cap. 50.

aufgekommen und besagt genau dasselbe wie „oberländisch“ neben „niederländisch“. Freilich **hochdeutsch** oder **oberländisch** war ein Wort, unter dem ganz verschiedene Mundarten verstanden werden konnten. Schweizer, Elsässer, Schwaben, Baiern, Thüringer, Obersachsen, Schlesier — alle bezeichnen ihre Mundarten als **hochdeutsch**, jeder die seinige als **unser Hochdeutsch**. Wer kein Mißverständnis zulassen will, macht einen beschränkenden Zusatz; so spricht man von fränkischem Hochdeutsch.[1]

Dabei hören wir nur selten von einer Sprache der Gebildeten, welche sich von der Mundart entfernt. So war nach Trithemius der große Reuchlin in lingua vernacula politiori wohl bewandert. Der Tübinger Philologe Altenstaig kannte auch ein feineres Deutsch, war darin aber nicht sonderlich geschickt. In einer 1522 erschienenen Auflage seines lateinisch-deutschen Schulwörterbuchs entschuldigt er als geborener Schwabe seine schwäbische Mundart: Si teutonicum addidi quod tibi lectori vel praeceptori non placuerit — melius adjungito et secundum tuam linguam addito et adolescentibus interpretato. Nec propter doctos adjunxi, sed propter adhuc rudes. Ego enim vernaculam admovi ut a puero didici, non rhetoricum vel oratorium ut habent et scribunt cancellarii et scribae principum — quod multo minus didici quam latine loqui.[2]

[1] Hochdeutsch und Oberländisch begegnen als Synonyma in Geilers Irrig Schaf Aa VI (hab ich underständen das in oberlendisch oder hochdeutsch zu bringen). Diesen Nachweis danke ich der Freundschaft des Herrn Dr. M. Spirgatis, der mich auch auf eine merkwürdige Benennung der neuen Reichssprache aufmerksam machte; in einem Psalterium latinum cum apparatu vulgari (Straßburg, Joh. Knobloch 1508) schließt das Register mit der Bemerkung, der Psalm sei „mit geheimischen Teutsch neben dem Latein von Wort zu Wort nach den Buchstaben ausgelegt.“

[2] Ob diese Bemerkungen des Trithemius (Frehers Ausgabe der opp. histor. I, 171, wie Herr Prof. Hartfelder mich unterrichtet) und Altenstaig sich auf die Aussprache beziehen, muß dahin gestellt bleiben. Reuchlins Vokalismus bewahrte die alten î û ů üe und kannte die altbairischen ai (mhd. ei) und au (mhd. â). Über Altenstaigs Wörterbuch vgl. Blaufus Verm. Beitr. 1756 II, 201; die in Frage kommende Ausgabe des Vocabularius habe ich

Von Wien speziell berichtet uns ein so gediegener Beobachter wie Lazius, daß der Stadtdialekt durch schwäbische Einflüsse sich verfeinere, während der ländliche Dialekt sich verschlechtere. Denselben Gegensatz von städtischer und ländlicher Aussprache macht auch Aventin für das Donauthal. Und wenn auch die Grammatiker Ölinger 1574 und Wolf 1558 die Aussprache der Gebildeten von dem unverfälschten Dialekt, wie er auf dem Lande herrscht, richtig sondern, so kann darüber kein Zweifel bestehen, daß in Oberdeutschland unabhängig von der Reformation, wie auch bereits vor der Reformation die Gebildeten das Ideal einer von der heimischen Mundart verschiedenen Kultursprache kannten.[1] Aber dieses Ideal war zweifellos überall in Oberdeutschland verschieden.

Nirgends erkennt man das Deutsch anderer Landschaften als gleichberechtigt an; was an ihm fremd ist, gilt als ausländisch. So gelten die zu Basel unbekannten Worte Luthers als ausländische dem Basler Drucker Adam Petri, der einem Abdruck der Übersetzung des neuen Testaments ein kleines Wortregister beifügte.

Ja man spottete auch gern über die Sprache einer andern Landschaft. Einer schweizerischen Bibel sagte man nach, sie gebe die Psalmenstelle „du salbest mein Haupt mit Öl" durch die Worte wieder: „du schmierest min Grind mit Schmeer". Und in einer niederdeutschen Bibelübersetzung sollten die Worte „und seine Jünger klabasterten ihm nach" gestanden haben. Solche ungehörige Scherze, in denen der Volkswitz Nachbarmundarten höhnte, waren in jener Zeit sprachlicher Gährung nur zu natürlich. Luther ist über Zwinglis Deutsch entrüstet und persiflirt Karlstadts Aussprache. Emser verurteilt den Gebrauch von **Otter** an Stelle von **Natter** bei Luther. Der deutsche Ausdruck der Prophetenübersetzung, welche

---

trotz verschiedener Bemühungen nicht auftreiben können. Wie Altenstaig, gesteht auch Wimpheling „hoflichs und verblüemten Dütschens ungeübt" zu sein (vgl. Hartfelder, Deutsche Übersetzungen klassischer Schriftsteller, Heidelberg 1884, S. 33).

[1] Über Aventin, Wolf und Ölinger s. Burdach, Die Einigung der nhd. Schriftsprache S. 13. 14. 22.

Hätzer und Denkh in Worms herausgegeben haben, ist für Luther „dunkel“ (forte naturâ illius regionis), und genau so urteilt er 1525 über das Deutsch in einem Katechismus der böhmischen Brüder.

Vor allem war die Sprache der Schwaben in Verruf; überall galten sie als crassilingues, als duriloqui. Ihr Vokalismus fand in andern Landschaften nur Spott und Hohn. Auch in der Syntax hatten sie Eigentümlichkeiten, für die man z. B. auf dem linken Rheinufer keine Sympathie hegte. Im Beginn des 16. Jahrhunderts waren im Elsaß zahlreiche schwäbische Geistliche thätig, deren Sprache teils mißfiel, teils auch nachgeäfft wurde, bis Wimpheling 1503 durch eine öffentliche Anklage eine litterarische Fehde gegen die schwäbische Mundart einleitete. Wimpheling war ungehalten, von den Kanzeln aus dem Munde schwäbischer Geistlicher Wendungen zu hören wie **der Herre was sprechen, er was gon, er was wandelen für der Herr sprach, ging, wandelte.** Ein Freund Wimphelings kleidete die Wünsche und Forderungen der gebildeten Elsässer in die Worte:

> Advena Sueve, solo cupiens hic vivere nostro,
> Alsatici dulcis captus amore meri,
> quaeso tua nostram noli corrumpere terram
> lingua, sed patrio desine more loqui!

In Tübingen herrscht Mißstimmung gegen Wimpheling; auch in Freiburg findet er einen Gegner. Bis 1506 dauert der Federkrieg, aus dem wir lernen, daß das deutsche Sprachgefühl zu erstarken beginnt, indem gebildete Humanisten wie Bebel und Wimpheling an den großen Fragen teilnehmen.[1]

Bei diesen Gegensätzen zwischen den verschiedenen Mundarten

[1] Auch auf die Aussprache bezog sich der Spott über das Schwäbische. Ich verweise auf die bekannte reformatorische Flugschrift ‘Ein schöner Dialogus. Cunz und der Fritz, die brauchen wenig Witz’ (A ii), worin der Tübinger Professor Lemp verspottet wird mit den Worten: „Lebt er noch, der alt Sophist mit den Wirtenbergischen Vokalen au, ai, ei, ao, aw?“ Im übrigen s. Alemannia 12, 14.

ist die Aufgabe schwer, welche den Buchdruckern zufällt. Sie wollen über einen möglichst großen Teil Deutschlands wirken, obwohl es an einer gemeindeutschen Litteratursprache fehlt. Sollen sie ihre Lokalmundart für die Drucke verwenden? und wie haben sie sich etwa zu der Sprache ihrer Autoren zu verhalten, um sich gegründete Hoffnung zu machen in Meißen, am Rheinstrom und im Oberland[1] Absatz zu finden?

So viel ist sicher, daß auf die orthographische, überhaupt auf die sprachliche Gewandung der Druckschriften im 16. Jahrhundert nicht die gleiche Sorgfalt verwandt worden ist wie heute. Schon die große Hast, mit welcher man im Sturm und Drang der reformatorischen Zeiten schrieb und druckte, ließ zu formellem Glätten und Feilen keine ausreichende Muße, so lange ein ausschließlich sachliches Interesse obwaltete. „Ich hab vor Unmůß das Büchlin nit mögen wider lesen; lůg jeder allweg eigentlich uff den Sinn" — solche Worte der Entschuldigung für sprachliche Versehen, wie sie Zwingli am Schluß seiner Schrift „von dem Predigamt" und sonst mehrfach vorbringt, charakterisiren das Verhalten der Verfasser zu der rein sprachlichen Form ihrer Werke.

So sind häufig Autoren um die korrekte Wiedergabe ihrer Schriften wenig bemüht.[2] Es kann daher nicht befremden, daß auch den Druckern die äußere Form der Publikationen gleichgültig wird. Vielleicht noch eilfertiger als die Autoren, die häufig vom Druckort entfernt leben, und auf schleunige Ausgabe der stets Gewinn versprechenden deutschen Bücher hinarbeitend, machen sie sich nicht selten die Nachlässigkeit zu Nutz, mit welcher die Schriftsteller die Sprachform ihrer Arbeiten behandeln. Aber auch gewissenhafteren Autoren wie den Wittenbergern konnte durch die Drucker übel mit-

[1] Sigism. Feyerabend, Wahrhaftiger Gegenbericht auf das ungegründt Verschreien u. s. w., Frankfurt am Main 1570: „Es zweifelt uns keineswegs, man werde uns in Meißen sowohl als am Rheinstram und im Oberland verstehen" (D i b).

[2] Caspar Hedio (vgl. oben S. 46) hat die Orthographie in seiner Josephusübersetzung 1531 völlig dem Drucker anheim gegeben.

gespielt werden. So klagte Melanchthon einmal: „Ich konnt diese mein Auslegung für den Buchdruckern nicht übersehen um des willen, das sie's ehr an den Tag zu geben eileten, denn ich's widerumb zu überlesen mocht. Eben das Glück haben auch andere etliche meiner Auslegung gehabt, welche ausgangen sind erstlich ganz roh und unzeitig, zum andern nicht ganz und darzu an vielen Örtern von den Druckern also gefälscht, daß ich ihr selb nicht erkennen mag.“ [1]

Ähnlich entschuldigte Hieronymus Emser 1525 am Schluß seiner Annotationes die kleineren Druckversehen: „Es ist im Winter bei dem Liechte, so die Stuben warm und die Drucker faul und schläfrig sein, bald was übersehen“. Und Eck hat bei der Ausgabe seiner Bibel ähnlich geklagt.

Prof. A. Birlinger hat zwei andere lehrreiche Äußerungen beigebracht, in denen sich Autoren wegen der regellosen Orthographie ihrer Werke entschuldigen. Da beklagt sich gegen 1511 der Übersetzer einer Biographie des heiligen Franciscus von Assisi, daß Schreiber und Drucker betrübt und verbittert hätten, was aus seinem Brunnen lauter und süß geflossen sei.[2] Und noch am Schluß des 16. Jahrhunderts jammert ein gewisser Hoffmeister darüber, daß an der regellosen Orthographie seines Werkes „auch etwas an dem Setzer in der Truckerei gelegen, der nach seiner Art Sprach unterweilen handelt“.

Mit diesen letzten Worten ist eine Praxis charakterisirt, welche im 16. Jahrhundert allerorten im Schwange war. Wie häufig sind Schriften des Reformators in Oberdeutschland nachgedruckt! Es würde einen großen Raum kosten, die sprachlichen Abweichungen solcher Nachdrucke von den Originaldrucken darzustellen. Da zeigen die Augsburgischen und Nürnbergischen Nachdrucke durchgängig z. B. das von Luther nicht gebrauchte ai (**waiß, ain, wainen** u. s. w.), das dem bairischen Schriftdeutsch entspricht. Basler und Zürcher

---

[1] Die Sprüche Salomo aus Ebräischer Sprach. Erfurt 1525.

[2] Herrigs Archiv 43, 124.

Nachdrucke haben die schweizerischen ī ū und ǖ (**schriben, Hūs, Lüte**). Und nicht selten fanden solche landschaftliche Nachdrucke eine weite Verbreitung, die unserm Reformator gewiß nicht willkommen war. Denn zweifelsohne dürfen wir Luthers Stimmung in den folgenden Worten seines Korrektors erkennen: „Es sind die Nachdrucker nicht gesättiget, daß sie ihre nachgedruckte Bücher bei ihren Landsleuten, da solche Gewohnheit ihrer Sprache ist, ließen bleiben und bei ihnen verkauften, sondern führen sie in ander Länder, da Lutheri Sprache lieb und wert gehalten ist, ihre Gewohnheit aber zu reden seltsam, lächerlich und unverständlich". Um so begreiflicher ist daher die freudige Stimmung der Wittenberger, als 1535 Luthers Bibel durch Wendel Rihel in Straßburg einen Nachdruck erfuhr, der sich bis auf die Rechtschreibung genau an Luther anschließen wollte; dieser habe nämlich den Preis in teutscher Wolredung und Dolmetschung und werde ihn bei den Nachkommen haben; drum habe sich der Verleger und Drucker beflissen, Luthers besunder Wörter und Orthographei, so mehr auf sächsisch denn auf „unser" Hochteutsch gebräuchlich, überall zu belassen; denn „die Übung wird solchs auch wol verständig und gebräuchlicher machen, denen so zur heiligen Schrift Anmůt haben". Trotz allen redlichen Bemühens hat aber auch dieser Drucker zahlreiche ů, von denen Luthers Original ganz frei ist, in den Abdruck gebracht.

Grade mit Rücksicht auf das Verhalten der Drucker hat Luther gegen den Nachdruck seines neuen Testaments protestirt: „Dies Testament soll des Luthers deutsch Testament sein". Er besteht auf seiner Sprache, und nach seinem Tode tritt sein Korrektor Christoffel Walther[1] für dieselbe auf. Hatten Nachdrucke **glitschen, scharpf, anderer** für Luthers **gleiten, scharf, zweiter** — Walther verwirft die Rücksicht auf andre Mundarten

[1] Christ. Walther, Bericht von Unterscheid der Biblien und anderer des ehrwirdigen und seligen Herren Dr. M. Lutheri Bücher, Wittenberg 1563, B ii b. — Antwort auf Sigism. Feyerabends u. s. w. Angeben, Wittenberg 1571, B i.

und verlangt, daß Luthers Sprache und Arbeit in seinen Büchern „ungeändert, ungetadelt und ungemeistert“ bleibe, gleichviel ob in andern Landschaften andere Normen „zu reden, schreiben und drucken“ herrschen.

Für das Verhalten der Druckereien, die des Autors Sprache zurückdrängen und der eigenen lokalen Mundart folgen, sei hier als besonders lehrreicher und interessanter Beleg das erste Sendschreiben Zwinglis an die Eßlinger vom Jahre 1526 erwähnt. Der Abdruck desselben in der Gesamtausgabe der Schriften des schweizerischen Reformators ist für sprachliche Zwecke unzulänglich, weil die Herausgeber Zwinglis Sprache hergestellt haben, die im Originaldruck gänzlich verwischt ist. Dieser war völlig unabhängig von Zwingli entstanden; seine Sprachweise war so sehr verwischt und zerstört, daß Zweifel auftauchen konnten, ob denn wirklich Zwingli das Schriftchen verfaßt habe. Ein zweites Sendschreiben an die Eßlinger gab Zwingli[1] Gelegenheit, seine Verfasserschaft anzuerkennen: „Als ich in vergangnem Julio einen Sendbrief überschickt und der im Druck ausgangen, habent etlich — als ich vernim — offentlich dörffen sagen, ich habe ihn nie gesehen, den ich aber mit der Hand wie auch jetz diesen geschriben hab. Darumb ich üwer Lieb widerum zů versichren gereizt wird, daß die Epistel zů üch von mir komen ist. Ich hab sy getruckt verlesen und erkenn sy min sein. Wol ist min Sprach in üwer verwandlet, dann sy och in üwer Ardt getruckt ist. Es verfahrend auch etwan die Trucker eintweders mit Versomnus oder mit Unverstand; doch ist hierin nichts versumt, das den Sinn übel verändere.“

Abgesehen von der allgemeinen Klage über die Drucker hat der vorliegende Fall für uns einen ganz besonderen Wert. Die Sprache der Originalniederschrift ist beim Druck in die lokale Mundart übertragen; zweifelsohne ist Eßlingen selbst der nicht genannte

[1] Ain christliche fast nutzliche und tröstliche Epistel Ulrich Zwinglis an die frommen ehrsamen Glaubigen zů Eßlingen 2c. 1526. Der andere Sendbrief Huldrich Zwinglis an die Christen zů Eßlingen 2c. 1527.

Druckort. Wir dürfen freilich keine strenge Übertragung in die Eßlinger Mundart erwarten. In buntem Wechsel zeigt der Druck von 1526 schweizerische und schwäbische Lauterscheinungen; **Kilche** und **Kirche, staan** und **steen, gān** und **gēn, wüssen** und **wissen, üch** und **euch** wechseln mit einander; die schwäbisch-bairischen ai **(kain, ain, hailig, Gaist)** überwiegen; einige schweizerische ī laufen unter **(glych, syn)**. Von A iii b an überwiegt das schwäbische **gēn, stēn**, das schwäbische **er fellt** über die im Beginn vorherrschenden schweizerischen **gon, ston, er falt.** Zwinglis Sprache schimmert überall durch; wir treffen sein **hütbitag** „heute", **zemen** „zusammen"; daneben das schwäbisch-bairische **versōnen** für das schweizerische **versūnen.**

Das Verfahren, welches das erste Sendschreiben Zwinglis an die Eßlinger verrät, wurde gewiß allerwärts geübt; seinem zweiten Sendschreiben z. B. wird gerade so mitgespielt worden sein; wenigstens zeigt der mir vorliegende Druck ähnliche sprachliche Mischungen. Wir könnten hier z. B. auch an Klagen Osianders erinnern.[1] Aber kaum wieder treffen wir eine so authentische Darlegung des Verfahrens, die sich mit der sprachlichen Form der Überlieferung deckte, wie im ersten Sendschreiben Zwinglis an die Eßlinger.

So lag in der Zersplitterung Deutschlands in zahlreiche Mundarten eine Gefahr, die nicht gering anzuschlagen ist. Die Stimmung der Zeitgenossen war geteilt. Neben den Klagerufen über die sprachliche Zerrissenheit Deutschlands vernehmen wir Stimmen, die in Luthers Sprache den Anfang und die Grundlage einer gemeindeutschen Schriftsprache erkennen. Aber überall sehen wir freudig erregte Stimmung, daß eine göttliche Schickung uns die Segnungen des Bücherdrucks in einer Zeit beschert hat, wo die Not am höchsten war.

---

[1] Osiander, Ein Sendbrief an ein christlich Gemain. Nürnberg 1523. Unterricht an ein sterbenden Menschen, Nürnberg 1538.

5.

Schriftsprache und Mundart in der Schweiz.

Die Schweiz gehört im allgemeinen zu den nicht diphthongirenden Landschaften, wie sie überhaupt sprachlich am konservativsten geblieben ist. Die wenigen Diphthonge in offner Silbe oder im Hiat wie in **frei**, **drei**, **bauen**, **treu**, welche in nordwestlichen Landschaften der Schweiz Regel sind, charakterisiren das Schweizerdeutsch weniger als die ī, ū und ǖ in **byssen**, **lyden**, **schryben**, **Hus**, **Fust**, **Hut**, **hüt**, **Fründ**, **Hüser** u. s. w., die dem ganzen Gebiete[1] zukommen. Die älteren Druckwerke der Schweiz repräsentiren in diesen wie in allen übrigen Punkten den konservativen Sprachcharakter der heimischen Mundart. Der Kenner des Althochdeutschen findet in Zwinglischen Drucken uralte Formen wie die Ordnungszahlen **zwenzigost**, **dryßgost** — **drissigost**, **viertzigost**, **fünfftzgost**, **sechtzgost**, wie die gesteigerten Eigenschaftswörter **einvaltigost**, **wenigost**, **unschuldigost**, Partizipia wie **verwilligot**, **entledigot**, **verwildot** häufiger als gleichzeitig auf schwäbisch-bairischem Gebiet. Und dasselbe gilt in noch viel höherem Maße von y-Abstraktbildungen wie **Mengy**, **Wůsty**, **Schnelly**, **Gächy**, **Lämy**, **Můdy**, **Ghorsamy**, **Lieby**, **Nüwy**, **Dünkly**, **Hǒchy**, **Lugy**, **Urstendy**, **Můy**, **Burdy**, **Gegny**, **Hüly**, **Grundvesty**, **Kilchhǒry**, **Predgy** mit den alten Pluralen

---

[1] Nur in zwei kleinen weit aus einander liegenden Gebieten herrscht Diphthongirung im schriftsprachlichen Umfang: in Schanfigg (Graubünden) und in Engelberg (Unterwalden). Mitteilung des Herrn Dr. Staub in Zürich.

auf -inen; so begegnen auch der Mundart gemäß Diminutiva auf y Stucky, Ätty, Heiny und Lehnformen wie Bilgery, 'Pilgrim', Kemy 'Kamin', Müly 'Mühle', Küssy 'Kissen'; ähnliches gilt von dem i der Konjunktive wurdy, lådty, såhy u. s. w.

In Bezug auf den Vokalismus der Tonsilben ist uo ů üe ů herrschend; ů ů wird streng von u ü geschieden: gůt, bůch, Rům — Bůchlin, růmen, versůnen — über, Schüssel. Es begegnen umlautlose Formen wie Ruggen 'Rücken', Bruggen 'Brücken', buggen 'biegen', Kuche-Kuchy 'Küche', Stuck-Stucky 'Stück', Guldin 'Gulden', Burdy 'Bürde', Lugy 'Lüge'; aber Houpt, glouben gegen Luthers Heupt, gleuben, auch zeme 'zusammen', tüff 'tief', růffen 'rufen'. Auch in Lautformen wie zwüschen, wüssen, entwüschen, schwümmen, geschrüwen und Schwôster, wôllen, frômbd, trôschen, sowie wåschen 'waschen', Tåsch 'Tasche' sehen wir Übereinstimmung der alten Drucke mit der heutigen Mundart.

Der schweizerische Konsonantismus wird besonders mit Zügen der Lautverschiebung in den mundartlichen Schriften widergespiegelt: liggen 'liegen', leggen 'legen', vertilcken-vertilggen Luther 'vertilgen', Rappen 'Raben', Tracke Luther 'Drache', Ratten 'Unkraut'; beachte auch Mackel, tôden 'töten', Ard 'Art', vermechlen 'vermählen' (aber Gemahel), Zechner 'Zehner', zechnen obliqu. 'zehen', Büchlen 'Hügel' Plur. zu Bühel, unfürsåchne 'unvorhergesehene' (Plur. zu unfürsåhen). Dagegen zeigen die alten welich, sôlich nicht jene uralten Nebenformen bei Zwingli, welche wir bei Notker und noch heute in der Mundart treffen. Alte Affrikaten pf, tz (ck = kχ) begegnen in Weitzen, bůtzen, grůtzen, schleitzen, Geitze 'Pflugsterz', entblôtzen 'entblößen', seipfen 'einseifen', Seipfe 'Seife', erstarchen 'erstarken', werchen 'wirken', Marchen 'Grenzen', Hirz 'Hirsch'; hierher gehört auch rôucken (rôukχen) 'räuchern'. Außerdem sind anerkannte Eigenarten der Schweiz wie Kilche sehr zahlreich.

Ich beschränke mich hier auf diese lautlichen Dialektkriterien, obwohl eine Fülle von flexivischen, lexikalischen und syntaktischen

Thatsachen zu Gebote stehen, um zu erweisen, daß die ältere gedruckte Litteratur der Schweiz — unsere Beispiele stammen nur aus Schriften Zwinglis — sich mit der heimischen Volkssprache deckt. Nur in einem, allerdings einem höchst bedeutsamen Moment weichen diese mundartlichen Drucke vom Dialekt merkwürdigerweise ab. Wir vermissen grade das bedeutsamste Merkmal, wodurch wir das Hochalemannische seit dem 8. Jahrhundert charakterisirt finden, die anlautenden ch gegenüber dem gemeinhochdeutschen k (vgl. hochalem. **χind-Chind** gegenüber **Kind**). Es ist ganz unzweifelhaft, daß im Zeitalter der schweizerischen Reformation **chind, chalt, chumen** u. s. w. gesprochen wurde, gerade wie in der althochdeutschen Zeit und auch noch heute. Zudem beweist uns Geßners ausdrückliches Zeugnis im Mithridates, daß **chranck, chrut, chechsilber, chilch, chrie** für **krank, Kraut, Quecksilber, Kirche,** mhd. **krône** auch damals der schweizerischen Volksmundart zukam. Aber Zwingli und seine Landsleute schreiben im Anlaut stets bloßes k (**Kind, krank, Krut**) mit Ausnahme des einzigen **chütt** 'Herde', das nicht sowohl dem ahd. **chutti,** als vielmehr einem eigentlichen **Ge-hütt** entspricht. Geßners Bemerkungen, die auf diese Gutturale sich beziehen, sind nicht durchweg klar formulirt, lassen aber in Bezug auf einen Punkt gar keinen Zweifel übrig. „Vulgus nostrum saepe *ch* profert, ubi alii plerique omnes *k* ab initio praesertim dictionum ut *chranck* pro *kranck*, *chrut* pro *krut;* scribendo tamen, ut et alia quaedam linguae nostrae vitia emendamus, ut in omnibus linguis fieri solet". Geßner bezeugt also, daß die schweizerische Litteratursprache in diesem Punkte und sonst über der Volksmundart stehe, indem sie gewisse Härten derselben meide. Diese Thatsache läßt keinen Zweifel zu. Es ist uns hier gleichgültig, wann sich dieser graphische Anschluß der Schweiz an das übrige Deutschland vollzogen hat. Mit dem Beginn der Buchdruckerkunst kennen wir auf schweizerischem Gebiet nur anlautendes k.

Geßner hat nach seinen eben angeführten Worten noch weitere Erscheinungen gekannt, in denen sich die graphischen Lautsymbole von der mundartlichen Aussprache entfernten. Vielleicht schwebte

ihm dabei wesentlich die oberdeutsche Aussprache der an- und inlautenden st sp sk vor, wofür gemeinoberdeutsch schon längst št šk šp (scht schk scht) gesprochen wurde. Auch die bairische Kanzlei hat hierin der Volksmundart nicht Rechnung getragen; der Bruch mit der graphischen Tradition des Mittelalters ist hier nirgends vollzogen worden. So schreibt Zwingli **ston, springen, Geist, Gast**, während er wie seine Landsleute **šton, špringen, Geišt, Gašt** u. s. w. aussprachen. In derartigen Dingen erkennen wir die ersten Züge, welche einen sprachlichen und litterarischen Anschluß der oberrheinischen Lande an die sonst auf deutschem Boden herrschenden Normen zunächst rein graphisch anbahnen.

In einem Punkte war freilich der Anschluß der Schweiz an die aufkommende moderne Sprache, die wir mit dem Namen 'neuhochdeutsch' bezeichnen, zunächst kaum schon möglich. Während die Sprache des inneren Deutschlands mit den neuen Diphthongirungen ein ganz neues Gepräge erhalten hatte, war die Volksmundart am Oberrhein auf der mittelhochdeutschen Vokalstufe stehen geblieben. Erfolgte in diesem Punkte Anschluß an das übrige Deutschland, so war unsere Spracheinheit endgültig gesichert. Der Versuch ist gemacht worden. Auf dem gleichen Boden, bei denselben Schriftstellern und in denselben Druckereien treffen wir einen Sprachtypus, welcher mehr an unser heutiges Deutsch erinnert; an Stelle der mundartlichen ī ū ǖ gebrauchen sie die modernen ei au eu wie wir jetzt. Da lesen wir **Zeit** (schweiz. **Zīt**), **Kraut** (schweiz. **χrūt**), **Haus** (schweiz. **Hūs**), **Leute** (schweiz. **Lǖt**), **Heuser** (schweiz. **Hǖser**). Hiermit wäre der litterarische Anschluß der schweizerischen Schriftsteller an die allgemeine hochdeutsche Schreibart endgültig angebahnt gewesen, und die schweizerische Schriftsprache, die sich auszubilden begann, war im Begriff, einem Gemeindeutsch Platz zu machen. Zwar laufen überall vereinzelte Dialektformen wie **uff** oder **us** für **auf, aus** oder **ouch, Ouge, Zit, üch** u. s. w. unter. Aber im wesentlichen ist die moderne Diphthongirung hier durchgeführt. Damit ist nun keineswegs das Schweizerdeutsch unter

den Einfluß der Lutherschen Schriften zu stellen.[1] Denn der Vokalismus dieser schweizerischen Schriftsprache folgt überhaupt in keinem Punkte der spezifisch meißnischen Lautregel.

Unzweifelhaft ergibt sich dies besonders aus den beibehaltenen ů, wo Luther ū hat: **Bůch, schůf, gůt**. Die Basler Nachdrucke des Lutherischen neuen Testaments, die Adam Petri seit 1522 veranstalten ließ, zeigen wie die darauf beruhenden Straßburgischen Nachdrucke der Offizin Knobloch (1524) an Stelle des mitteldeutschen ū, obzwar nicht durchgängig, das oberdeutsche ů.

In diesem Punkte wie in der graphischen Einführung der modernen Diphthongirungen stimmt die helvetische Schriftsprache der Reformationszeit zur bairischen Kanzlei. Auch entscheidet sich die Schweiz für das neue au gegen ein einheimisches ou, das gelegentlich auch in Texten begegnet, welche in der schweizerischen Schriftsprache abgefaßt sind: **auch, glauben, kaufen, Baum** u. s. w. herrschen bei Zwingli wie sonst, obwohl aller Orten gelegentlich **ouch, Glouben** u. s. w. einfließt. Deutlicher auf bairisch-schwäbischen Einfluß weisen zahlreiche Schweizerdrucke, die das alte ei durch ai ersetzen, abweichend von der dort wie in Mitteldeutschland herrschenden Gewohnheit; denn immerhin zieht die Mehrzahl der Drucke das ei vor und meidet ai völlig.

Durch solche graphische Momente -- die gesprochene Sprache blieb dem alten Lautcharakter auch fernerhin treu — versuchen die Verleger — denn diese werden wir dafür verantwortlich zu machen haben — einen Anschluß nach außen, ein Zugeständnis an das Gemeindeutsch, um auch im Reich Aufnahme ihrer Verlagsschriften zu erzielen.

Einen schlagenden Beweis für das Aufkommen dieses Sprachtypus liefert Zwinglis Schrift „von Erkiesen und Fryheit der Spysen 2c." Sie liegt in mehreren Auflagen vor, von denen freilich

[1] Auch zeigen sich die neuen Diphthonge z. B. in Basler Drucken vor Luthers Bibelübersetzung; vgl. R. von Raumer in der Ztschr. f. d. Mundarten 5, 40.

nur die erste Zürich als Druckort nennt; ein Exemplar im Besitz Rud. Hildebrands, der mich freundlichst auf den Text hingewiesen hat, ist die zweite Redaktion; sie bietet auf einander folgend die Seitenüberschriften **von freyheit der speisen, von fryheit der speisen, von freyheit der spysen, von fryheit der spysen, von freyheit der spysen, von fryheit der speisen, von freyheit der speisen, von freyheit der spysen, von freyheit der speisen, von freyheit der spysen** u. s. w. Eine zweifellos spätere Auflage, die aber höchstens um ein paar Jahre jünger ist, hat in den Seitenüberschriften **Freiheit** und **Speise** regelmäßig mit Diphthongen. Daneben weist die älteste Redaktion nur die rein schweizerischen Formen (**von fryheit der spysen**) auf. Jene zweite Rezension neigt ihrerseits wiederum in weit größerem Umfang zur Mundart als die dritte, die mit einigem Erfolg bemüht ist, für die mundartlichen Wortformen der ersten Rezension (**üch, Trüw, Hüser, Zyt, by, rych, myn, fry, uß, uff, Buch**) leidlich korrekte Schriftformen einzuführen; so wird **ouch** durch **auch, Remy** durch **Ramyn** ersetzt. Aber auch die dritte Ausgabe ist in Bezug auf den Vokalismus nicht streng, aller Orten schimmert der Dialekt durch. Und das gleiche gilt von allen Drucken schweizerischer Autoren, welche in dieser modernen Lautgestaltung erschienen sind. Überall nehmen wir wahr, daß der Druck hinter dem Ideal einer Schriftsprache zurückbleibt. Überall schweizerdeutscher Wortschatz, Stammbildung, Flexion — nur das Vokalgepräge ist dem Gemeindeutschen genähert.

Ob Druckereien oder Schriftsteller den Publikationen diese Gewandung gegeben haben, läßt sich kaum immer feststellen. Zwingli, von dessen Schriften mehrere mit diesen Lautformen erschienen sind, konnte selbst nur seinen Dialekt schreiben, kein Hochdeutsch, wie es etwa in Mitteldeutschland üblich war (S. 46). Und so wird es allen Schweizern ergangen sein. Eingewanderte wie Stumpf hatten zweifellos Gewandtheit im Hochdeutschen wie im Schweizerdeutschen; und wenn dieser sein Geschichtswerk auch mit neuhochdeutschem Vokalismus schreibt, so werden unsere späteren chronologischen Darlegungen ergeben, daß sein Verhalten auf die Schweizer mit ein=

ziger Ausnahme des Historikers Vadian zunächst keinen Eindruck gemacht hat.

So war die Schriftsprache, welche auf schwäbisch-bairischem und mitteldeutschem Boden, also in den diphthongirenden Landschaften ihre natürlichen Wurzeln hatte, in der Schweiz etwas fremdartiges, unorganisches. Die Mundart war hier zugleich Schriftsprache. Bis etwa 1580 hält sie sich in Zürich uneingeschränkt im Volksschauspiel und in anderen Litteraturwerken. Freilich in allen Drucken, die für die Masse bestimmt sind, bleiben die alten î û ů ü̆ sogar noch länger vorherrschend; während des ganzen 17. Jahrhunderts gehen aus Zürcher und Berner Druckereien Katechismen hervor, welche schweizerdeutschen Vokalismus zeigen. Daneben kommen zwar auch hochdeutsche Katechismen vor, finden aber wenig Anklang, wie sich z. B. die Klettgauer Geistlichkeit 1569 gegen das meißnische Deutsch einer neuen Katechismus-Recension sträubt.[1]

Auffällig früh ist allerdings der moderne Vokalismus in den Zürcher Bibeldrucken heimisch; seit 1530 sind die alten schweizerischen Vokale aus den schweizerischen Bibeln völlig verdrängt. Für Basel ist dies wenig befremdlich, weil seine Druckereien auch sonst sich früh der neuen Norm gefügt hatten, desto mehr jedoch für Zürich, das im übrigen noch ein halbes Jahrhundert dem alten Lautsystem treu bleibt.

Friedrich Zarncke hat Narrenschiff S. 275 annähernd das Richtige getroffen, wenn er um 1575 den Wendepunkt für Zürcher Litteraturwerke ansetzt. Zwar zeigen Ludwig Lavaters Werke (1578 von Gespänsten und Unghüren, 1584 Nabal) noch länger den Schweizervokalismus; doch auch er huldigt 1582 in seiner Hiobübersetzung der neuen Mode, obwohl ihm seine „Landspraach geheimer (vertrauter) ist dann die ausländisch; drumb ich mich derselben

[1] Vgl. Ernst Götzinger Litteraturbeitr. aus St. Gallen, S. 50. Zahlreiche andere Ermittelungen des hochverdienten Gelehrten, die teilweise im Text benutzt worden sind, s. in der wertvollen Einleitung seiner Hebelausgabe 1873. Ein weiteres Zeugnis vgl. in seiner Vadianausgabe II, Einleitung S. 85.

lieber gebrauchen". Nach Lavaters Tode erschien seine Schrift 'der Eid' 1592 in hochdeutscher Vokalform. Auch Heinrich Bullinger hält am schweizerischen Lautsystem fest (1575 Bekanntnus des wahren Glaubens, 1576 Summa christlicher Religion, 1578 Verfolgung, 1579 der christlich Ehestand); aber nach seinem Tode erscheinen Schriften von ihm in hochdeutscher Rezension. Rudolf Gwalther hat bis etwa 1575 am schweizerischen Vokalsystem festgehalten; zwischen 1575—1585 dringt der moderne Vokalismus auch in seine Schriften ein; und 1593 erklärt er die Genesis hochdeutsch.

So zäh war das Leben der Mundart. Man würde obendrein fehl gehen, wenn man die scheinbar moderne Sprache, die seit 1590 in Zürcher Drucken überwiegt, für gutes Neuhochdeutsch halten wollte. Nur ganz äußerlich hatte sich die Mundart der modernen Norm angeschlossen. Wortschatz und Wortgebrauch, Stammbildung und Syntax behalten noch die alte Eigenart; nur die äußere Gewandung ist modern.

Solche Thatsachen muß man stets gegenwärtig haben, wenn man nicht in den Fehler Heinrich Rückerts[1] verfallen will, der speziell Zwingli partikularistische Bestrebungen und Isolirungsgelüste unterschiebt. Wie Luther, so schrieb Zwingli eine vom Dialekt sich entfernende Schriftsprache. Was für diesen das Schweizerdeutsch, das war für jenen das Meißnische. Dadurch, daß Luther auf dem Boden organischer Diphthongirung lebte, war ihm ein breiterer Wirkungskreis und Erfolg bestimmt. Aber noch fehlte seiner Sprache die Sanktion, welche ihr erst etwa nach einem Menschenalter zu Teil wurde. Und was hätte die Schweiz bestimmen sollen, sich den Normen der kaiserlichen Kanzlei anzuschließen, nachdem sie sich politisch eben erst vom Reich losgelöst hatte!

Das konnte ja allerdings niemand zweifelhaft sein, daß die Schweiz ein großes Hemmnis in den sprachlichen Einheitsbestrebungen der Zeit war. Ein wenig schneller schloß Niederdeutschland

[1] Geschichte der neuhochdeutschen Schriftsprache II, S. 186 ff.

sich der fremden Norm an. Kein Grammatiker des niederdeutschen Sprachgebiets setzt die Mundart seiner Landschaft als Norm für Schriftdeutsch. Aber wie früh war auch der sprachliche Anschluß Niederdeutschlands an Mitteldeutschland angebahnt worden! Wenn hier eine ruhige Entwicklung von der Mundart zur modernen Schriftsprache führt, so kann man in der Schweiz keine gewaltsame Revolution erwarten, die mit Luthers Auftreten den Dialekt beseitigt und die fremde Mundart zur Schriftsprache macht. Und um so weniger ist eine solche sprachliche Revolution zu erwarten, als eben auf allen deutschen Gebieten, auch in der Schweiz,[1] erst das Latein als der gemeinsame Feind überwunden werden mußte. Zunächst mußte diese Fehde entschieden sein, ehe die sprachliche Suprematie einer einzelnen Landschaft in Frage kommen konnte.

Soviel war allerdings ohne weiteres unzweifelhaft, daß sich die Schweiz in einen Kampf um die sprachliche Hegemonie überhaupt nicht einlassen konnte.

Der gewaltige Abstand des gedruckten Schweizerdeutsch von der Sprache der diphthongirenden Landschaften, zumal von dem mit der Reformation emporblühenden Meißnischen, wird überall empfindlich fühlbar geworden sein; gerade die Verwandtschaft der geistigen Bestrebungen, die Luther und Zwingli vertraten, hätte unter anderen Verhältnissen religiös wie sprachlich vielleicht den unheilvollen Zwiespalt unmöglich gemacht, der durch das Verharren ganzer Landschaften bei der Kirche des Mittelalters geschaffen ist. In dieser gewaltigen Zeit, wo alles auf weite Wirkungen und rasch um sich greifende Erfolge zielte, konnte nichts hemmender sein, als der ausgeprägte Dialekt, dem wegen seiner Laute und Flexionen, vor allem aber wegen seines mannigfaltigen und eigenartigen Wortschatzes jede weiter reichende Wirkung versagt sein mußte.

„Einer möcht schwitzen, ehe ers verstehet“ — sagt Luther von Zwinglis Deutsch und bezeichnet es — wohl von anderen als

[1] Vgl. oben S. 6. 17 über Oecolampadius und über den gestryfften Schwytzer Bur.

rein sprachlichen Antipathien geleitet — als „filzicht, feindselig“. Diese Anklage richtet sich nicht sowohl gegen die schweizerische Vokalgewandung von Zwinglis Schriften, als vielmehr gegen seinen Wortschatz. Das schlimmste war: es gab keinen gemeinschweizerischen Wortschatz, nicht einmal der Zürcher und der Basler Wortschatz deckten sich. Man vergleiche z. B. die Zürcher Bibelausgabe von 1530 mit dem Basler Glossar Adam Petris, das S. 84 besprochen wird. Mit diesem stimmt kaum etwas in der Zürcher Bibel: **Marchen** Luther **Grenzen, feist** Luther **fett, Wundmasen** Luther **Beule, Tag** Luther **Frist; losen** Luther **horchen, verschweinen** Luther **verschmachten** haben in dem Glossar des Basler N. T. andere Vertreter. Auch kann es nicht weiter befremden, daß das unzulängliche Basler Glossar in den meisten Fällen zu der Zürcher Bibel überhaupt keine parallele Glosse hat; so zu Luth. **Feste** Zürch. **Underschlacht,** Luth. **Butter** Zürch. **Ancke,** Luth. **Schwegerin** Zürch. **Gschwei-Brüders Frau,** Luth. **Antlitz** Zürch. **Angesicht** (vgl. Mezger 424).

Wer hätte auch in Meißen von „Gott und Göttinnen“ geredet, die bei der Taufe zugegen sein müssen! Ja man traute den Schweizer Bibelübersetzern resp. ihrer Mundart böswillig zu, die Psalmenstelle „du salbest mein Haupt mit Öl“ sei von ihnen wiedergegeben „du schmierest min Grind mit Schmeer“ (Mezger 72).[1]

Wer die Eigenart der schweizerischen Mundart kennt und den gewaltigen Abstand ermißt, der sie von der Sprache der übrigen maßgebenden Landschaften scheidet, den wird es nicht wundern, daß Zwingli treu an der heimischen Mundart festhielt oder, wie Luther sich einmal äußert, daß sie ihm „vil baß gefiel als dem Storke sein Klappern“.[2] Das Verhalten der folgenden Generationen gibt dem Zürcher Reformator Recht. Auch wenn guter Wille dem Geiste der Zeit nachzugeben bereit gewesen wäre — der

[1] Aus der Schrift „von dem Touff“ (Zürich bei Hager S. ii) „jetz fragt man Gott und die Göttinnen“ (Patin und Paten).

[2] Grimms Wb. unter Heißelwort. — Den Nachweis dieser Stelle danke ich Reinhold Köhler.

sprachliche Charakter von experimentirenden Drucken wie der oben besprochenen zweiten Ausgabe „von Fryheit der Spysen" und zahlreicher ähnlicher Drucke, einerlei ob solche Versuche dem Setzer oder dem Autor anzurechnen sind, war zu zwitterhaft und zu wenig ermutigend, gleich anstößig für Deutsche wie für Schweizer. Vielleicht daß Zwingli und andere Schriftsteller gerade durch den Mißerfolg solcher Experimente bestimmt wurden, an der heimischen Mundart festzuhalten und mit Rücksicht auf das übrige deutsche Publikum das Lateinschreiben vorzuziehen. —

Um 1585 werden in der Basler Kanzlei, um 1600 in der Kanzlei von Schaffhausen die modernen Diphthonge herrschend. Die Zürcher Ratsprotokolle vollziehen langsam zwischen 1650 und 1675 denselben Übergang; in Bern beginnt der Prozeß früher als in Zürich, ohne jedoch früher zum Abschluß zu kommen. Die gedruckten Verordnungen des Zürcher Rats haben im September 1664 unser schriftsprachliches Lautgepräge angenommen. Bis 1620 liefern die Zürcher Druckereien für den Schulunterricht Katechismen mit schweizerdeutschem Lautcharakter; in St. Gallen druckt man noch 1598 den alten Katechismus von 1528 Buchstabe um Buchstabe nach. Und noch am Schluß des Jahrhunderts gibt es in der Schweiz Schulausgaben antiker Klassiker mit Noten, welche schwierigere Stellen oder Worte in Schweizerdeutsch übersetzen, wie die Virgilausgabe des bekannten Lexikographen Frisius.

Dieses langsame Zurückweichen der Mundart macht uns auch das Verhalten der Sprachtheoretiker begreiflich. Noch am Schluß des 16. Jahrhunderts erwähnen Grammatiker aus dem Inneren Deutschlands die Existenz einer schweizerischen Schriftsprache. 1593 bezeichnet der Freiburger Schulmeister Sebastian Helber dieselbe als die „höchstrheinische".[1]

So verstehen wir auch die auffällige Thatsache, daß ein hervorragender Theoretiker wie der Verfasser des Mithridates für seine Heimat nur das echte Schweizerdeutsch mit einigen idealisirten

[1] Vgl. Burdach, Die Einigung der nhd. Schriftsprache S. 19.

Zügen kennt und jenes Zwitterding zwischen Schweizerdeutsch und Hochdeutsch völlig übergeht; hätte dieses Zwitterdeutsch einigen Raum eingenommen oder irgendwelche Hoffnungen erweckt, so wäre es Geßner am wenigsten entgangen; mit Recht läßt ihn das Verhalten eines Ausländers wie Stumpf in seiner Auffassung der schweizerischen Sprachverhältnisse ungestört. Für ihn gibt es nur **dyn, schryben, by, wyt, hüt, fründschaft** u. s. w. mit ihrem rein schweizerischen ī und ü statt nhd. ei und eu.

1530 erschien die älteste deutsche Grammatik der Schweiz, ein „Enchiridion, das ist Handbüchlin tütscher Orthography“ von Joh. Kolroß. Sein Schweizerdeutsch ist ihm die einzige Norm, obwohl ihm der Vokalismus anderer Landschaften, zumal der schwäbische, nicht unbekannt ist.[1]

Erst nach dem Anschluß einzelner Kanzleien und der Schriftsteller an die moderne Lautgebung (um 1585) tritt ein Grammatiker auf, der in bewußtem Gegensatz zu der heimischen Mundart die Schriftsprache mit ihrem heutigen Lautcharakter darstellt und zur Norm erhebt. Überall sehen wir in der „teutschen Orthographey“ des Basler Notaren und Gerichtschreibers Joh. Rud. Sattler (1607) den Kampf gegen das Schweizerdeutsch; er warnt davor **sehen, leihen, anfahen, schlahen** u. s. w. mit ch zu schreiben und erklärt es für Fehler **mein, sein, preisen, reiben** u. s. w., **Faust, Haus, Haut, Maul, trauern** u. s. w. mit einfachem i und u zu schreiben oder **Bein** und **Biene, Speiß** und **Spieß, Brauch** und **Bruch, Beutel** und **Büttel** zu verwechseln; man möge ihn nicht voreilig tadeln, daß er solche Regeln über ei und i, au und u gebe; mit Rücksicht auf seine Landsleute, „die

[1] Eine 1540 verfaßte deutsche Grammatik, die der Schwyzer Landschreiber Balthasar Stapfer zu Nutz und Frommen der Jugend verfaßte, scheint nicht gedruckt worden zu sein; vgl. Anz. f. Schweiz. Gesch. II, 80. Auch von Theod. Biblianders deutschsprachlichen Studien (De Ratione communi omnium linguarum Zürich 1548 S. 19) ist nichts erschienen. Es ist nicht zu bezweifeln, daß Stapfer und Bibliander den schweizerdeutschen Sprachtypus dargestellt haben.

im Reden und Schreiben gar viel das i für ei und u für au brauchen", seien seine Regeln aufgesetzt (S. 24).

In Zürich dagegen, in dessen Kanzlei mehr als ein halbes Jahrhundert später der Anschluß an die moderne Lautgebung durchgeführt wird, treffen wir noch 1656, also 50 Jahre nach dem Basler Sattler, mehr als 100 Jahre nach Kolroß einen Grammatiker, der sein Schweizerdeutsch als Norm darstellt. H. Jak. Redinger, auf dessen Sprachbüchlein Prof. Jak. Baechtold in Zürich[1] unser Augenmerk gerichtet hat, war als Mensch und als Sprachtheoretiker keine normale Erscheinung, vielmehr ein Sonderling im Leben wie in seiner Orthographie. Sprachwissenschaftliche Erwägungen, zumal etymologische Kombinationen, die zum großen Teil das Richtige treffen, bestimmen ihn, den schweizerdeutschen Vokalismus für altertümlicher als den gemeindeutschen zu halten, und aus dieser Erwägung schöpft er den Mut, die moderne Bewegung, die sich gerade damals in Zürich vollzieht, von seinem „heldsfeterischen" Standpunkt aus zu beleuchten.

In der That der innere Anschluß der Zürcher litterarischen Kreise an die moderne Lautform vollzog sich erst um diese Zeit. Als im Jahre 1660 der Zürcher Rat eine revidirte Bibelausgabe anregte und vielfach die Frage ventilirt wurde, ob die Bibel retentis vocabulis sed mutata tantum dialecto zu bearbeiten sei, ward von einigen Seiten ein enger Anschluß an das Hochdeutsche empfohlen; doch fehlte es auch nicht an Stimmen, die wieder für die schweizerische Mundart eintraten. Der Schaffhauser Gymnasialdirektor Stephan Spleiß befürwortete in einem sprachlich detaillirten Gutachten möglichst engen Anschluß an das modernste Deutsch unter Hinweis darauf, daß auch in Zürich „die hochteutsche Spraach je mer und mer schon bekannt und auch von unstudirten und ungeraisten leichtlich verstanden werde" (Züricher Bibelrevisionsakten 427). Dem gegenüber gibt ein anderes Gutachten (489) sich mit Rücksicht auf die Landbevölkerung der Hoff-

[1] Die Verdienste der Züricher um die deutsche Philologie S. 7.

nung hin, man werde „bei einer unserem Landvolk bekannten und annehmlichen Phraseologey verbleiben und keine demselben unbekannte Wörter einmischen; sonsten bedunkt, daß man an etlichen Orten wol umb etwas näher könnte schreiten ad idioma unserer teutschen Sprach".

Diese Äußerungen der beiden Gutachten schließen sich nicht aus. Immerhin haben die höheren Gesellschaftsklassen der Städte bereits Fühlung mit der modernen Schriftsprache gehabt, während die Landbevölkerung und die ungeschulten Stadtbewohner nichts als ihr Schweizerdeutsch kannten. In diesem Sinne verstehen wir auch die Verordnung des Berner Rats für die Geistlichen vom Jahre 1671[1], „man solle sich beim Predigen eines ungewöhnlichen neuen Deutsch enthalten, als welches den Verständigen nur ärgere und das gemeine Volk in ihrem Christentum nicht unterweisen thue". Das blieb für die Schweiz noch lange berechtigt, nachdem bereits die gebildeten Kreise, zumal die Schriftsteller und Gelehrten das Ideal der gemeindeutschen Schriftsprache anerkannt hatten. Und die Bibelausgabe von 1667 zeigt, in welchem Umfang man damals diesem Ideal nachstrebte.

Es handelte sich, wie eine Vergleichung mit den Bibelausgaben von 1530 lehrt, hier nicht mehr um die einfache Einführung der modernen Lautformen — diese waren nahezu ein Jahrhundert früher angenommen — sondern um einen mehr oder weniger engen Anschluß an Formengebung und Wortschatz im Deutschen. Das Gleiche gilt fortan von Neubearbeitungen älterer Druckwerke. So war 1578 zu Zürich Ludw. Lavaters Schrift von Gespänsten, Unghüren, Fälen und anderen wunderbaren Dingen[2] u. s. w. erschienen im echten Schweizerdeutsch, und 1670 erschien eine Neubearbeitung, die nicht etwa retentis vocabulis, sed mu-

[1] Behaghel, die d. Spr. S. 37; Tholuck, Gesch. d. kirchl. Lebens I, 280. (Nach einer Mitteilung des Herrn Kollegen Ludw. Hirzel in Bern hat Tholuck seine Quelle nicht richtig angegeben.)

[2] Eines der letzten Litteraturwerke in Schweizerdeutsch.

tata tantum dialecto sich gibt, sondern große lautliche, flexivische, syntaktische und lexikalische Änderungen vornimmt.

Es ist hier nicht unsere Aufgabe den endgültigen Anschluß der Schweiz an die deutsche Schriftsprache bis zu den letzten Regungen und Lebensäußerungen der Mundart zu verfolgen. Zunächst kam es bloß darauf an zu zeigen, wie trotz des verhängnisvollen Risses, den der lautmechanische Prozeß der modernen Diphthongirungen in Deutschland schuf, die allmähliche Aufnahme von Lautformen oder Lautzeichen fremder Mundarten einer sprachlichen Isolirung der Schweiz entgegenarbeitet und den Begriff einer gemeindeutschen Schriftsprache fördert.

6.

Ober- und mitteldeutscher Wortschatz.

Zahlreiche Abweichungen im Wortgebrauch haben uns bei der Darlegung der landschaftlichen Schriftsprachen beschäftigt. Die Wichtigkeit des Gegenstandes erheischt hier einen Rückblick über jene mannigfaltigen Züge, welche für den Charakter der Sprache im 16. Jahrhundert so wesentlich sind.

Was wir nur mühsam durch vielseitige Beobachtung ermitteln können, drängte sich den Zeitgenossen sehr deutlich auf. Freilich bestehen die großen landschaftlichen Abweichungen im Wortgebrauch noch heute. Aber unter der Herrschaft der Litteratursprache drängen sich die Gegensätze nicht mehr so auf, wie in den reformatorischen Zeiten, wo der Wortschatz fast immer für die Heimat der Schriftsteller Zeugnis ablegen kann. Noch heute bestehen die altehrwürdigen **Ätti, Ähni, Eidam** in ihren alten Gebieten. Aber damals durfte auch der Schriftsteller sich ihrer bedienen. Noch heute kennen die Mundarten Oberdeutschlands das Verbum **fühlen** nicht und sprechen nach uralter Weise von **empfinden** oder **spüren**. Aber während der gebildete Oberdeutsche heute auch das Zeitwort **fühlen** kennt, war damals jedem zunächst nur der Wortschatz seiner landschaftlichen Mundart geläufig.

Diese Gegensätze mußten sich den beobachtenden Grammatikern mit der Zunahme der litterarischen Produktion seit der Erfindung der Buchdruckerkunst immer energischer aufdrängen. Auch unsern Schriftstellern machte sich damals überall der Mangel eines gemeindeutschen Wortschatzes bemerklich; er hemmte die erwünschte

Wirkung über möglichst große Gebiete. „Absynthium zu Latein wird zu Freiburg genannt **Wermuot**, zu Frankfurt **Wygenkraut**, zu Trier **Alsen**" — so äußert ein Beobachter.[1] Wegen **Otter** (für **Natter**) greift Emser unsern Bibelübersetzer an. Das sächsische Wort der Katholiken **thurmen** 'consecrare' wird mehrfach behandelt. Das westfälische **Run** 'eunuchus' zieht Luthers Aufmerksamkeit auf sich.

In Folge des großen Verkehrs, den die reformatorischen Bewegungen anregten, durch Religionsgespräche, durch die Berufung von hochdeutschen Predigern in niederdeutsche Lande und von niederdeutschen Predigern in hochdeutsche Lande, erhielten häufig derartige Wortprobleme eine gewisse Bedeutung. Bei der Zürcher Disputation 1523 entstand z. B. eine längere sprachliche Debatte zwischen Zwingli und seinem Anhange einerseits und dem Constanzer Vikar Schmid anderseits über das Wort **Magd**, das Zwingli in einer gedruckten Predigt von der Mutter des Heilands gebraucht hatte, wo der Constanzer **Jungfrau** erwartete.[2]

Außer solchen Zeugnissen aus dem 16. Jahrhundert liefern uns alle Sprachdenkmäler jener Zeit den Beweis für die Thatsache, daß es einen gemeindeutschen Wortschatz damals nicht gegeben hat. Wer mit den Hülfsmitteln der Sprachwissenschaft ausgerüstet den Unterschied der Schriftsteller im Wortschatz feststellt, dem wird sich vor allem der große Abstand der oberdeutschen Materialien von

[1] Der Frauen Rosengarten 1528: Birlinger in Herrigs Archiv 43, 123.

[2] Das Gyrenrupfen, Zürich bei Froschauer, F b: „Dir gebrist, daß du nit eidgenossische Sprach kanst. Im Schwytzerland heißet ein **Jungfrou** ein 'Dienstmagd', aber ein **Tochter** oder **Magt** heißet ein 'unversehrte Meid'. Dergstalt hat Zwingli geredt, der ist ein Schwitzer und predget in ihren Landen und hat die Predge in ihren Landen geschrieben. Bi üch heißt ein Magt einen **Dienst**; die nennend wir ein Jungfrouen. Ein **Magt** heißt by uns ein reine unbefleckte, die nennend ihr ein Jungfrouen." — Bei dem Religionsgespräch zu Lindau 1575 begegnet die Frage, ob **Kinder machen** oder **Kinder bringen** richtig sei; zu Gunsten der ersten Wendung werden die anwesenden Straßburger Theologen als Zeugen angerufen; die zweite Wendung war lindauisch.

den mitteldeutschen aufdrängen. So groß auch die lautlichen Abweichungen sein mögen, welche die oberdeutschen Mundarten von einander trennen — hinsichtlich des Wortschatzes zeigen sie feste Übereinstimmung den fränkisch-mitteldeutschen gegenüber. Anderseits stimmen die mitteldeutschen und niederdeutschen Lande — von der Pfalz bis nach Schlesien, vom Main bis zur Nord- und Ostsee — so häufig zusammen, daß wir fast von einem fränkisch-sächsischen Wortschatz reden können, der eher in England als in Oberdeutschland Parallelen hat.

Bei diesen großen Unterschieden der Mundarten in den Wortmaterialien haben wir länger zu verweilen; wir müssen sie an einem hervorragenden Beispiel veranschaulichen, um Thatsachen reden zu lassen. Welche Sprachverwirrung Luther — der Mittelpunkt für alle Beobachtungen — vorgefunden und neben sich herrschen gesehen hat, dafür mögen oberdeutsche Bibelübersetzungen als Beweise dienen. Sie sind um so bedeutsamer, weil sie den Einfluß von Luthers Sprache zu hemmen, ja zu vernichten im Stande gewesen wären, wenn der Kulturprozeß dieser thatenreichen Zeit in der Persönlichkeit Luthers nicht einen Geisteshelden von unwiderstehlicher Gewalt geschaffen hätte. Sie repräsentiren also für uns einen wichtigen Sprachtypus, der nach dem Prognostikon des Maximilianischen Zeitalters zur Herrschaft in Deutschland berufen schien.

Auch hier ist die Ingolstädter Bibel, die von Luther und Emser ausgeht, von ganz besonderer Wichtigkeit; durch absichtliche Sprachänderungen, die durch die Mundart der Donaulande bedingt sind, hat Eck sie nach den Angaben seiner Vorrede von der mitteldeutschen Bibel entfernt. Daneben verweisen wir auf die Zürcher Bibel von 1530, die auch vielfach von Luther abhängig ist. Eine Mittelstellung nimmt die Sprache der Wormser Prophetenübersetzung von Hätzer und Denkh 1527 ein, die für Luther wie für die Zürcher Theologen nicht ohne Bedeutung gewesen ist. Eine Vergleichung dieser Bibeltexte liefert uns zahlreiche Belege, die uns zeigen können, wie starke Gegner den Wortmaterialien Luthers im Wege standen.

Wenn wir hier den Versuch einer Wortkonkordanz, bei dem mich einige Zuhörer, besonders Herr Stud. Ernst Heilborn auf das eifrigste unterstützt haben, in bescheidenem Umfange wagen, dürfen wir in Anbetracht der Schwierigkeit eines solchen Unternehmens wohl besonders die Nachsicht des Lesers erbitten; nur illustriren wollen wir unsere obigen Darlegungen; niemand wird hier ein vergleichendes Wörterbuch jener Bibeltexte erwarten.

Luther	Eck	Wormſ. Proph.	Zür. Bib.
Acker Lands	Juchart	Juchart	Jauchert.
alber	einfältig, unschuldig		unweis.
Antlitz	Angesicht	Angesicht	Angsicht.
bang	trang, angst, betrübt	bekümmert	angst, bekümmert.
beben	bidmen (er-)	bidmen (er-)	bidmen (er-).
bersten	brechen		brechen.
Blachfeld	Flachfeld, ebenes Feld	Flachfeld, flaches Feld	Flachfeld.
Blitze Plur.	Blitzger	Blitzgen	Plitzgen.
Blüte	Blůme	Blůst	Blůst.
brausen	schallen, sausen	rauschen	rauschen.
Buben (böse)	teuflisch Mann, Kinder Belials		Kinder Belials.
bunt	gespräckelt, gesprengt, von vieler Farb, gescheckt, gescheckelt, tüpflet (tupflot) u. s. w.	gespreckelt	gespräckelt, geringlet, geteilet, von mancherlei Farb.
Eckel	Greuel, Grauen, Abschen	Unlust	Unwillen, Greuel, Unlust, Verdruß.
einträchtig	ainerlei Sinns, mit ainhelligem Munde, ainmütigklich		einerlei Sinns.
Erdbeben	Erdbidem	Erdbidem	Erdbidem.
Erdenkloß	Laim der Erden		Erdenklotz.
ernten	schneiden	schneiden	ernden.
erretten	erlösen, erledigen	erretten	erretten (erlösen).
fett	faißt	fett, feist	feist.

Luther.	Eck.	Wormſ. Proph.	Zür. Bib.
Flamme die	Flamm der	Flamm der	Flamm der.
Flaſche	Lägel		ein Fläſchen oder Lägel.
Fliegen Plur.	Mucken	Mucken	Mucken.
freien	zur Ehe nehmen, heirathen		zur Ehe nehmen.
fülen	empfinden, greifen, wiſſen	verſtehen	verſton.
Gedächtnis das	Gedächtnus die	Gedächtnüs die	Gedachtnus die.
Gefäß	Geſchirr	Geſchirr	Geſchirr.
gehorchen	hören, gehorſam ſein	gehorchen, folgen, gehorſamen,hören	gehorſam ſein, loſen, hören.
Geſang der	Geſang das		Geſang das.
Geſetz	Gſatz, Geſatz	Gſatzt	Gſatz.
Gewalt die	Gewalt (Gwalt) der	Gewalt der	Gwalt (Gewalt) der.
Grentze	Grenitze, Gegend, Landmarck	Grentz	Landmarch.
Grundveſt	Pfulmet, Fundament	Grundveſt, Fundament	Pfimmend, Pfimmet.
Halle	Vorſchopf, Kapelle	Vorſchupf (Vorſchopf)	Vorſchopf.
harren	warten	warten, verziehen	warten,Vertrauen haben.
haſchen (er=)	ergreifen, fahen, halten		erwütſchen, ergreifen.
Heuchler	Gleißner	Gleißner	Gleißner.
Heupt	Haupt	Haupt, Kopf	Haupt.
Heuſchreck	der Heuſchreck	der Heuſchreck	Höuwſtöffel.
Hügel (Emſer Hubel)	Bühel	Bühel	Bühel.
Kahn	Nachen		Barche.
Kaſten	Arch	Kaſten	Arch.
Kelter	Kelter	Trott, Torckel	Trott.
Kleinot	Gezier, koſtlichs Ding	Kleinot, Kleinet	Gezierde.
Kloß	Schollen		Klotz.
klug	weiſe, züchtig, verſtändig, witzig	klug	weiſe.
Kot	Kat	Kodt	Kaat.
Küchlein	Hünle		Hünly.
Lappen	Blätz		Fleck.

Luther.	Eck.	Wormſ. Proph.	Zür. Bib.
Last die	Last der	Last der	die Burde, der Last.
Leuchter	Ampel	Leuchter	Ampel.
Lippe	Lefze	Lefze	Lefze.
Luft die	Luft der	Luft der	Luft der.
Maulwurf	Moltwerf	Schär, Maulwerff	Schär, Mulwerf.
mieten	dingen, bestellen	dingen	dingen.
Mond, Monat	Monat	Monat	Monat.
Motten (Emser Matten)	Schaben	Schaben	Schaben.
Neffe	Kindskind, Enklin	Kindskind	Kindskind.
Ort der	die Stat, Ort das	Ort das	Ort das.
Otter	Schlange, Nater	Schlange, Schlang	Schlange, Nater, Fipper.
Ottergezicht	Natterngeschlächt		Natergezücht.
Perle	das Perlen		das Pärlin.
Pflaster	Esterich	Estrich	Esterich.
Pful	Teich		Teich.
Pfül, Pföle	Pfulbe	Pfulwe	Pfulwe.
plötzlich, blotzling	in einem Nu, in einem Augenblick	urblützling(-en)	schnell.
Pöbel	gemain Volk, Pöfel	gemeines Volk	gemeines Volk.
prüfen	probiren, bewären	brüfen, probiren, versuchen	bewären, erkunden, leutern.
Qual	Pein, der Qual		Pein.
quälen	peinigen		peinigen.
Rabe	Rapp	Rapp	Rapp.
Rätsel	Räterſch	Räterſch	Räterſch.
Reichtum der	Reichtum die, der	Reichtumb (Reichtum) die	Reichtům die, Reichtům der.
Riebe	Rippe		Rippe.
Sand der	Sand das	Sand der	Sand der.
Scheffel	Metz(en), Malter		Vierteil.
schenken	begaben	schenken	geben, schenken.
Scherf, Scherflin	Haller, Ortlin		Scherpflin, Örtly.
Scheune	Scheur	Scheur	Scheur, Speicher.
in Schichten	in Rotten		
schmecken	versůchen		versůchen, schmecken.
Schöps	männliches Schaf		männliches Schaf.

Luther.	Eck.	Wormſ. Propħ.	Zur. Bib.
Schleuche	(Saum)heut		Schleuch.
ſchlummern	ſchläfrig ſein	naſzen	ſchläfrig ſein.
ſchmücken	zieren, herrlich machen	aufmutzen, herrlich machen, zieren	aufmutzen, zieren, köſtlich kleiden.
Schuppe	Schůpe, Schůppe	Schůpe	Schůpe.
Schwägerin	Frau des Brůders		Brůders Frau, Gſchwei.
Schwager	Brůder des Manns		Schwager.
Schwefel	Schwäbel	Schwäbel	Schwäbel.
ſeer Adv.	vaſt		vaſt.
ſich ſehnen	begehren, verlangen		Begierd haben, verlangen.
Seuche	Krankhait, Siechtům		Sucht, Krankheit.
ſichten	reitern	reitern	reitern.
Sindflut	Sindfluß, Sündfluß		Sündfluß.
Sperling	Spatz		Spar.
Spitze die	Spitz der		Spitz der.
Splitter	Agen		Spreïß.
ſpotten	pfeiſen	pfeiſen	pfeiſen.
ſteupen	ſchlagen, ſchelten	züchtigen	ſtrafen, ſchlahen.
Stoppel	Stupfel	Stoppel	Stupfel.
Stufe	Staffel, Stapfel, Eerſtaffel	Staffel	Staffel.
tauchen	tunken		tunken.
Taufe die	Tauf die und der		Tauf der.
täuſchen	triegen (be=)	triegen (be=), vorteilen	betriegen, vervorteilen.
Tenne die	Tenn der		Tenn der (die, das).
Thon	Laim	Leim, Lett	Leim.
Thräne	Zäher (Träher)	Träher	Trähen.
Thurm	Thurn	Thurn	Thurn.
Topf	Hafen	Hafen	Hafen.
Töpfer	Hafner	Hafner	Hafner.
Ufer	Geſtad	Geſtad	Gſtad.
verſchlingen	verſchlinden, verſchlucken, verſchlücken	verſchlinden	verſchlinden, verſchlucken.

Luther.	Eck.	Wormſ. Proph.	Zür. Bib.
verſünen	verſönen	verſünen	verſünen.
vertrauen	vermählen		vermächlen.
Wandel	Tadel, Breſten	Wandel	Mackel, Präſten.
Weinberg	Weingarten	Weingarten, Rebberg	Weingarten, Weinberg.
Weinerndte	das Weinleſet	das Weinleſen	Wümmet, Herbſt.
Weiſe	Waiß	Weißle (in)	Weißle (y).
weiſſagen	prophetiſiren	weiſſagen	prophetiren.
welk, verwelken	abreiſend; verſchwelken, ſchwelck werden, verderben, abnehmen, abfallen	welck, abreiſend; abfallen	abreiſend, hinfällig, welk; verderben, erdorren, hinfallen, abfallen.
Wolke die	Wolck der		Wolck der.
zerſchmeißen	zerſchlagen	zerſchmeißen	zerſtören.
zerſchmettern	zerbrechen, zerknitſchen	zerknütſchen	zermürſen, zerſcheitern, zerbrechen.
Ziegenbock	Gaißbock	Zigenbock	Geißbock.

Dieſe Zuſammenſtellungen lehren, wie ſehr die Wirkung von Luthers Deutſch durch die allgemeinen Sprachverhältniſſe der Zeit gehemmt war. Oberdeutſchland war eine Spracheinheit für ſich. Mitteldeutſchland, das durch die Reformation zum Mittelpunkt unſeres Vaterlandes geworden war, erhob ſich mit der Perſönlichkeit Luthers gegen die Autorität jener Landſchaften, denen mit der politiſchen auch die ſprachliche Hegemonie zukam. Daß unſeres Reformators Deutſch über die widerſtreitenden Faktoren ſchließlich den Sieg davon getragen, davon gibt unſere Konkordanz einen ſchlagenden Beweis. Dieſen Sieg des mitteldeutſchen Wortbeſtandes danken wir zweifellos Luthers Bibelüberſetzung.

Es iſt kein Zufall, daß zahlloſe Abdrücke des neuen Teſtaments, die aus oberdeutſchen Druckereien hervorgingen, Luthers Wortſchatz im allgemeinen unangetaſtet laſſen; die Baſler, Straßburger, Nürnberger, Augsburger Ausgaben binden ſich an Luthers Lautſyſtem wenig, aber ſein Wortmaterial ändern ſie ſelten; und 1535 konnte Wendel Rihel zu Straßburg der Hoffnung Ausdruck

geben, man werde sich leicht an den fremdartigen Sprachgebrauch Luthers gewöhnen (S. 57).

Solche Anschauungen mögen mehrfach für die Verleger maßgebend gewesen sein. Zudem war der Ruhm der neuen Übersetzung so unerschütterlich fest begründet, daß man, soweit nicht Konfession oder Sekte eine sachliche Textrevision forderten, den Wortlaut des Reformators nicht zu ändern wagte: man zog es vor, den Leser durch ein kurzes Glossar über die unverständlichen Worte Luthers aufzuklären. Dieses Mittel ersann Adam Petri, der Basler Buchdrucker, der eine Zeit lang die oberrheinischen Lande mit zahlreichen Nachdrucken des neuen Testaments versah und so die Reformation kräftig förderte. Als er im Jahre 1523 den zweiten Abdruck erscheinen ließ, gab er demselben ein Wortregister bei, das „die ausländischen Wörter auf unser (Baslerisches) Teutsch anzeigt": „Ich hab gemerkt, daß nit jedermann verston mag etliche Wörter im jetzt gründlichen verteutschten neuen Testament; doch hätten dieselbigen Wörter nicht ohn Schaden mögen verwandelt werden; drum hab ich lassen dieselbigen auf unser Hochteutsch auslegen und ordentlich in ein klein Register fleißlich verordnet". In den späteren Ausgaben hält Adam Petri an diesem Mittel, Luthers Text dem oberrheinischen Publikum näher zu bringen, fest; und andere oberdeutsche Verleger folgen seinem Beispiel.

So könnten wir uns einer bequemen Einsicht in den Wortschatz von Straßburg, Augsburg, Nürnberg erfreuen, wären ihre Druckereien nur selbständig und von dem Basler Petri unabhängig zu Werke gegangen. Leider aber schließen sich die Glossare zum neuen Testament, die Knoblauch in Straßburg (seit 1524 in mehreren Ausgaben), Hans Hergott in Nürnberg 1526, Heinrich Steiner in Augsburg 1531 ihren Ausgaben von Luthers Testament beigeben, fast wörtlich an Petris Glossar an; nur in wenigen Änderungen nehmen die Drucker Rücksicht auf ihre heimische Mundart. Wären sie selbständig zu Wege gegangen, so würden jedenfalls größere Unterschiede gegen das Basler Glossar zu Tage treten, und wir wären über den Wortschatz von Straßburg, Nürnberg

und Augsburg weit besser belehrt als durch die vorliegenden Glossare. Doch dürfen wir einen Gesichtspunkt dabei nicht außer Acht lassen: der Wortbestand aller oberdeutschen Landschaften berührt sich vielfach, auch wenn sonst lautliche Unterschiede die Sprache Oberdeutschlands in mehrere kleinere Mundarten aufgelöst haben. Es ist — zur Bestätigung und Ergänzung unserer obigen Konkordanz — nicht unwichtig, dem Leser einen Abdruck des Basler Glossars vorzulegen und die Varianten der übrigen bisher unbeachteten Bibelglossare mitzuteilen. Ohne den rein orthographischen oder auch lautlichen Varianten Beachtung zu schenken, bietet die folgende Tabelle die Abweichungen der Straßburger Ausgabe von 1524, der Nürnbergischen Ausgabe von 1526 und der Augsburgischen von 1531 von Adam Petris Originalglossar zum neuen Testament.[1]

Basler Glossar.		Varianten.
	A.	
ähnlich	gleich	Straßb.-Augsb. fehlt.
afterreden	nachreden	
alber	nerrisch, fanteschtisch	
altvättelisch Fabel	alter weyber märlin	
Anbiß	morgenessen	Nürnb. eyn frůstůck
Anfall	anteil, loß, zůfal	Nürnb. fehlt zůfal.
Anfurt	der schiff anlendung	
Anstoß	ergernuß, strauchlung	Nürnb. ergernus, eyn böß beispil.
Aufschub	verzug	
aufrucken	verweysen, beschuldigen	
	B.	
bang	engstig, zwang, gedreng	Straßburg-Augsburg angst, zwang, gedreng. Nürnberg engstig.

[1] In unserer Tabelle bedeutet das Zeichen +, daß das betreffende Glossar eine weitere Übersetzung hat als die übrigen; das Zeichen — gibt an, daß ein bestimmtes Wort in einem Glossar fehlt.

	Basler Glossar.	Varianten.
beben	bidmen	
befragen	zancken, zweytregtig sein	
befrembden	verwundern	
bereuen		Nürnb. rasten, rhüen.
Beruckung	vahung	
beschickten	begrüben, volgten, bestatten	
bestrickten	fahen, binden	
besudlen	verunreinen, beflecken	
betaget	alt, hat vil tage	
beteuben	truncken, krafftloß machen	Nürnb. truncken, entrüsten, schellig machen.
betrauwen	verbieten, treuwen	
betretten	radtschlagen, underreden	
betüngen	tüngen mit mißt	
bewüst	erkant, erfaren	
Beilag	vertrawt, hinderlegt gůt	
blehen	hochmütig sin	Nürnb. auffblasen, sich erheben, frech, trutzig.
Blaßtückerei	böß, tückisch, listig	Nürnb. + alfentzig.
blotzling	gehling, schnelliglich	Nürnb. + augenblicklich.
brachtig	hochmütig, hochfertig	
braußen	rauschen, sausen	
brůfen	mercken, erkennen	fehlt Nürnb.

D.

Darb	notturfft, armůt leyden	
darben	nott, armůt leyden	
deutlich	offentlich, mercklich	Nürnb. — merklich.
dürftig	keck, kün	

E.

empören	erheben, strenßen	Augsb. erhöhen, strußen. Straßb. erhöben, strenßen. Nürnb. erheben.
entkamen	enttrunnen, entlieffen	
enlich	glich	Nürnb. fehlt.
entwandt	entzogen, entwert	Nürnb. — entwert.

Basler Glossar.		Varianten.
Erbschichter	erbteiler, erbscheider	
Erdbeben	erdtbydem	
erhaschen	erwischen, fahen	
erndten	schneiden	
erregen	entporen, auffrühr machen	Nürnb. + bewegen.
ersaufen	ertrincken	
Eifer	ernst	
eitel	wan, lär, unnütz	

F.

Fahr	ferigkeit, sorgligkeit	
ferne	so ferr, so weyt	Straßb.-Augsb. ferr, weyt. Nürnb. fehlt.
Feinantzer	newfündig zů bösen	Nürnb. fehlt.
Feil	nachlesigkeit, versümniß	
Fäle	missethat, sünde	
Fal	mangel, gebresten	Nürnb. mangelt, gebricht.
Feldweg	rast roßlauff	
Feuereifer	feuriner ernst	
flehen	bitten, ernstlich begeren	
Flicken	bletzen	
freien	weiben, eelich werden	Nürnb. + heyraten; Augsb. weiben, ehelich werden.
Frummen	nutz, gewin	
fülen	empfinden	

G.

Gebür	billich, gemeeß	
geborsten	gebrochen, zerrissen	
gedeihen	wachsen, zůnemen	
Gefäß	geschir	
Gegend	landtschafft	
Geheimniß	heymligkeit, sacrament	
gehorchen	gehorsam, undertheniq sin	
Gelindigkeit	gůtig, senfft, milt	Augsb. gůtikeit, milt.

Basler Glossar.		Varianten.
gepfropft	gepflantzt	Straßb. Nürnb. Augsb. geimpft, gepflanzt.
Gerücht	geschrey, leumed	Nürnb. — leumed.
gesteupt	mit rütten gestrichen	Augsb. rüten gestrichen. Nürnb. mit rüten ausgestrichen.
Getreide	korn, frucht	
Getümmel	ungestimb, auffrür	
Getünchte Wand	geweißte, bekleibte	
Gezüchte	geschlecht	
gichtprüchig	gichtsüchtig	Nürnb. gegichtsüchtig.
gleichbertig	gleichförmig	
Götzenopfer	abgötteropfer	
Grentz	gegny, umbkreyß	
gruntzen	grimmig sein, zürnen, kurren	Straßb. Augsb. — kurren.
	H.	
Hall	vorlaub, fürschopff, ingang	Straßb. Augsb. — fürschopf.
harre	ward, beytte	
haschen	erwischen, fahen, ergreiffen	Augsb. — ergreiffen.
hauchen	blosen, wehen	
Hälft	halb	Straßb. Augsb. halbteyl.
hermeten sich	bekümmerten sich, waren engstig	Straßb. Augsb. — waren engstig.
Heuchler	gleißner, trügner	
heiradten	mannen, eelichen	
hönen	spotten, schmähen, schenden	Straßb. Augsb. — schmähen,
Hügel	gipffel, bühel	
	I.	
inthan	geben, überantwort	
	K.	
Kahn	weidling, nachen, klein schiff	Straßb. Augsb. — weidling.
Kerich	feget, staub, kutter	
Klufft	kling, krufft, hüle	Straßb. Augsb. — kling.

Basler Glossar.		Varianten.
Knochel	knod, gleich	
kostet	versüchet, schmackt, kieset	Straßb. Augsb. — kie
Kretzmerei	krämerey, merckten	Augsb. — merckten.
Küchlin	hüncklen, junge hünlin	Augsb. — hüncklen.
kündig	wissend, erfahren	
L.		
lägert sich bei Schichten	hauffenweiß	
Lippen	lefftzen	
Lappen	stuck, pletz, lump	
laß	mied	
lencken	umbkeren, umbwenden	
Lerman	auffrauff, auffrůr	
Liechtstar	leuchtern, lutzern	
malmen	zermalen, zerknütschen	Nürnb. zermalen, zer schen; Straßb. Augsb. malen, zerknützen.
M.		
Markt	fleck, dorff	
Meuchelmörder	heimlich mörder	fehlt Nürnberg.
meuchel, meucheln		Nürnb. heymlich triege
Mietling	gedingter knecht, taglöner	
mieten	bestellen, dingen	
monsüchtig	mönig, lunig	
Morgenland	auffgang der sonnen	
Macht	schleyer	fehlt Nürnb. Augsb.
Mutten	schaben	
Mintz	bachmintz	
N.		
Neff	schwestersun, vetter	
Narben	wunden, malzeichen	
O.		
Ottergezicht	ottergeschlecht	Straßb. Augsb. no geschlecht; Nürnb. geschl

	Basler Glossar.	Varianten.
	P.	
Panier	baner, venle	
Pfal	anfechtung des fleisches	
Preis	lob, rhům	
průffen		Straßb. Augsb. Nürnb. versůchen, erkunden.
Pubelvolck	heylos, unnütz volck	
	Q.	
Qual	pein, kranckheit	
quelen	peinigen	Nürnb. Straßb. Augsb. + quetschen.
	R.	
Raben	rappen	
rasen	toben, unsinnig, fast zürnen	Straßb. Augsb. — fast zürnen.
rasseln	braspeln, rauschen roßlen	Straßb. Augsb. — rosseln.
Raum	weite, platz	
rügen	schenden, schand entecken	
ruchtpar	ausgerůfft, lautprecht	
rüchtig	namhafftig, eins großen růmß	Straßb. Augsb. — eins großen růms.
Rüsttag	bereittag, heiliger obent	
Rüstzeug	werckzeug	
	S.	
sauret	sawr, gehefflet	
Schaubrot	heilig brot, geweicht brot	
schautragen	offentlich tragen, zeigen	Straßb. Augsb. — zeigen.
scheel	schylen, glunen, übersichtig	Straßb. Augsb. — glunen.
Scheffel	sester, symmerin	
Schlachttag	metzeltag, tag der wirtschaft	
Scherfflin	örtlin, halber heller	Straßb. Augsb. — örtlin.

Basler Glossar.		Varianten.
schmücken	zieren, auffmutzen	
schnaubet	träwet, anschnawbet	
Schnur	sunßfrau	
Schoß	zinß, steur, rent	Nürnb. + zol.
Schranken laufen	züm zil lauffen	
schüttert	betriebt sich	
Schwelgerei	überfluß in essen und trincken	
schwulstig	auffgeblasen	
sehnet sich	begern, begird haben	
Seims	ungeleutert hönig, waben	Straßb. Augsb. — wa
semptlich	miteinander	
sichten	seyhen, reutteren	
Soller	saal, summerlaub	
Spaltung	zanck, zwitracht	
Splitter	spreyß	
Spügniß	gespenscht	
Stachel	eisene spitz an der stangen, scherpffe	fehlt Augsb.; Straßb scherpffe.
Stachel lencken	sich gegen dem spitz keren	fehlt Augsb.
steupen	mit rûtten außstreychen	
storrig	widerspennig, streytig	
Stufen	staffel, steig	

T.

tadlen	stroffen, berafflen, nachreden	Straßb. Augsb. — be len.
taugt nit	zimpt nit, ist unbillich	
tauchen	tuncken	
Teppich	gautter, golter, fergen	Augsb. — gantter.
teuschen	betriegen	
töpferen	erden geschir	
Thränen	trehern, zehren	
Tümmel	gethön, geschrey	
Triestern	grüsch, treber	

Basler Glossar.		Varianten.
	U.	
übererricht	überantwort, gegeben	
übertaubet	ertruckt, tempfet	
verbanneten sich	machten ein bundt miteinander	
vervorteilen	schedigen, betriegen	Straßb. Augsb. — schädigen.
verhüllet	verbunden, umbwickelt	Straßb. Augsb. — umwickelt,
verschmachten	verkamen, erligen, verderben	Augsb. Straßb. — erligen.
verstorzt	verirret	
vertritt	verspricht, verwesen	
Ufer	gestad	Straßb. ein stad.
umbringeten	umbgaben, umbkreyseten	
undeutlich	unverstentlich	
untüchtig	ungeschickt, unnütz	
unthadelich	unstrefflich	
Unverruglichkeit	unbeweglich, unerstörlich	Straßb. Unbeweglichkeit. Augsb. fehlt ganz.
unverwelcklich	allweg grünend, nit welck	Straßb. Nürnb. Augsb. + oder schwelck.
urbittig	bereytt, willig	
Vorhaut	unbeschnitten	
ausgerottet	von der rott abgesündert, außgerüt	Straßb. Augsb. — von der rott abgesündert.
	W.	
Wat	gewandt, kleyd	
wegeren	sich widern oder weren	
wetterwendisch	unstet	
weiland	etwan, vor zeiten	
wichtige	schwere, lastig	
	Z.	
zerrutten Sinn	böse verkerte sinn	
Ziegenfell	geyßfell, kitzenfel	
zerschellen	zerkloben, zerspalten	

7.

Niederdeutsch und Hochdeutsch.

Der Name 'Deutsch' gilt wie für alle Mundarten so auch für die niederdeutschen. Erst mit dem 16. Jahrhundert kommen genauere Bezeichnungen auf, die durch den Gegensatz von hochdeutsch, oberländisch, oberdeutsch und obersächsisch angeregt sind. Man spricht zu Luthers Zeiten von niederländischer, niedersächsischer Sprache und besonders gern von sassischem Deutsch (sassesche Düdesch, nedersassiske Sprake), um das Deutsch der niederen Landschaften von den hochdeutschen Dialekten zu unterscheiden. Landschaftlich redet man gelegentlich auch von der pommerschen, der holsteinschen, der westfälischen Sprache.[1]

Daß die niederdeutsche Lautstufe einmal durch ganz Deutschland gegolten und daß sie nach und nach vor den neu erstehenden hochdeutschen Sprachgesetzen zurückgewichen, ist eine der ältesten Entdeckungen in der deutschen Sprachwissenschaft. Schon das 16. Jahrhundert zweifelte nicht daran. Eine Thatsache lehrte bereits damals, daß das Niederdeutsche eine aussichtslose Sprachstufe sei, der das mächtig voranschreitende Hochdeutsch stetig Raum abgewinne. Schon in jener Zeit wußte man, daß Halle einst niederdeutsche Urkunden ausgestellt habe, aber gänzlich hochdeutsch geworden sei.

---

[1] Die niederrheinischen Mundarten werden von demselben Jahrhundert als 'watländisch' bezeichnet in Oberdeutschland, wo **wat**, **dat** für **was**, **das** als besonders charakteristisch nach Tschudi Alpisch Rhätia S. 113 und Seb. Franck Germania 337b empfunden wird.

Vom 14. Jahrhundert an hat sich thatsächlich die mitteldeutsche Sprachgrenze von Süden nach Norden verschoben.

Die ganze Bewegung der Lautverschiebung war von Süden nach Norden vorgedrungen, anfänglich mit großer Schnelle, dann aber kraftlos und matt. Halle und Merseburg sind die äußersten Punkte des Niederdeutschen um 1300. In Merseburg vollzieht sich der Umschwung zum Mitteldeutschen bereits 1340; bis etwa 1390 herrschen in Halle niederdeutsche Urkunden, und um 1477 ist Mitteldeutsch die maßgebende Sprache, während das Niederdeutsche nur noch kümmerlich in den niedrigsten Schichten der Bevölkerung lebt.[1] Mansfeld, Walkenried, Eisleben, Kölbick sind niederdeutsche Orte, die aber im 15. Jahrhundert mitteldeutsche Konsonantengebung annehmen und in ihren Urkunden durchführen. Im Beginn des 16. Jahrhunderts dringt das Mitteldeutsche bis in die Diözese Magdeburg vor.

Der Grund dieser ganzen Bewegung ist unbekannt. Es beruht auf einem organischen Prozeß in der Volkssprache, nicht aber auf litterarischem Einfluß, daß in einem bestimmten Gebiet die niederdeutschen t k p der mitteldeutschen Norm der Verschiebung folgen. Jedenfalls hat der Prozeß schon vor der Reformation und durchaus unabhängig von der Reformation stattgefunden. Vielleicht ist er durch den Umstand begünstigt worden,[2] daß dieselbe Landschaft stark mit slavischen Elementen durchsetzt und darum weniger widerstandsfähig war; man rechne dazu, daß gerade auf demselben Boden auch Angeln wohnten, die bis etwa ins 11. Jahrhundert ihrer alten eigenartigen Sprache treu geblieben waren. Es war mithin ein Landstrich, der durch Völker- und Stämmemischung Geschmeidigkeit und Nachgiebigkeit seiner Sprache erlangt hatte.

Es kommt dazu, daß seit alter Zeit Niederdeutschland im allgemeinen der benachbarten Mundart Mitteldeutschlands sprachliche Zugeständnisse gemacht hat. So hat im höfischen Zeitalter ein

[1] Fr. Hülsse in den Geschichtsblättern für Magdeburg XIII, 166; Tümpel Beitr. 7, 99; Fed. Bech Germ. 26, 351.

[2] Friedr. Zarncke Beitr. 7, 19.

niederdeutscher Dichter — Albrecht von Halberstadt — in mitteldeutscher Mundart gedichtet. Auch haben die niederdeutschen Mundarten früh aus den benachbarten hochdeutschen Landschaften Wortmaterial geborgt. Seit dem Beginn der Buchdruckerkunst begegnen in alten Drucken wie in modernen Dialekten Worte von unzweifelhaft hochdeutschem Lautgepräge wie **ganz, reizen, Götze, schwatzen, trotzen, Herz, Schmerz, Filz, Runzel, Renzel, Schatz, Glanz, zieren, Zorn, spitz, Ziege, Kreis, tanzen, zittern, Würfel.** Ja vereinzelt übt sogar die hochdeutsche Flexion in niederdeutschen Gebieten Einfluß; wir treffen in verschiedenen Drucken das neutrale -s wie in **alles, eines, blindes, oldes, liebes,** auch **etwas**, wo wir niederdeutsches t erwarten müßten.

So wird es begreiflich, daß mit dem Beginn des 16. Jahrhunderts einzelne plattdeutsche Städte in den höheren Gesellschaftsklassen bereits dem Hochdeutschen weiteren Spielraum gaben. Nur denke man dabei nicht an gutes reines Hochdeutsch. Es ist ein sonderbarer Zwitterjargon, den wir da sehen. Über die Sprachverhältnisse von Magdeburg, wo allerdings der Dialekt heute fast ganz verschwunden ist, sind wir durch den Ratsherrn Georg Torquatus (um 1530) unterrichtet; derselbe hat seine Biographie in einem furchtbaren Mischmasch von Meißnisch und Niederdeutsch geschrieben: da wechseln Sätze 'ick hebbe de Schole besocht — ich lebe dir mit Mund, Herz und That'. Aber er sieht das Meißnische als sein Ideal an; diesem muß das heimische Niedersächsische immer mehr angeglichen werden; die zukünftigen Staats- und Kirchendiener soll man von Kindheit an mit der Schönheit des Meißnischen vertraut machen.

Für Hamburg bezeugt der Geschichtsschreiber Crantz ähnliche Verhältnisse in seiner 1517 verfaßten 'Saxonia': „Es heben itzt auch an die unsrigen sich zu befleißigen den öberen Deutschen ihr Kirren nachzureden". Und so ereifert sich 1582 der Lexikograph Chytraeus gegen diejenigen, welche ihr Platt mit Brocken anderer Mundarten mischen und es dabei doch zu keiner reinen Sprache bringen.[1]

[1] Burdach, Einigung der nhd. Schriftsprache S. 16.

Dieses zwilichte [1] Deutsch ist demjenigen ähnlich, das wir auf schweizerischem Boden kennen gelernt haben. Da treffen wir in demselben Schriftstück oder Druck Hoch- und Niederdeutsches in buntem, regellosen Gemisch. Der Pommer Bugenhagen schreibt an den Hamburger Magistrat einen hochdeutschen Brief, in dem **scriben** für **schreiben, edder** für **oder** begegnet; umgekehrt enthält seine niederdeutsch geschriebene Kirchenordnung von Braunschweig zahlreiche hochdeutsche Wortformen. Überall auf niederdeutschem Sprachgebiet begegnen solche Mischverhältnisse, die wir durch eine Probe aus einer antireformatorischen Flugschrift aus Goslar von 1521 veranschaulichen wollen. [2]

Taffeln und Bilde haben sie gerissen dahl,
Sanct Eigennutz haben sie lassen stahn;
den beten sie mit Wucharbus heutiges Tages an.
mit den silbern Götzen haben sie gedrefen ihren Spott,
so lange das sie die kriegen unter ihren Rock
und haben sie gethan in den Bann,
damit daß sie sie brachten davan;
damit rahmen sie de Dohr, dat dar hett ein Loch 2c. 2c.
Dat moste sin altohmal Fantasei 2c. 2c.
Man sagt, daß haben die gethan,
die das Gottes Wort wolten vorstan,
die sich Gottes Worts thun beräumen,
der wir etlich wollen thun noimen.
Dei erste heit Hans Nawen
bei stack dat silvern Wirckfatt in de Mawen.
Da wonet ock einer nich withen,
bei dede mit de sülvern Catharinen dergliecken 2c. 2c.

Wir mögen solche Mischung von Hoch- und Niederdeutsch, solches Messingisch lächerlich finden; aber unstreitig ist dadurch ein endgültiger Übergang zum reinen Schriftdeutsch vorbereitet und

[1] Fr. Zarncke hat diese Bezeichnung eingeführt in seinem Cato und Narrenschiff. Sonst gilt dafür 'messingisch' (seit Adelung bezeugt).

[2] Klageschrift S. Stephani; sie scheint verloren gegangen zu sein; ich zitire nach Trumphs Goslarische Kirchenhistorie, Goslar 1704 S. 13.

angebahnt. Und wir dürfen daher den Georg Torquatus nicht verurteilen, der selbst solch zwilichtes Deutsch schreibt und zugleich andere dafür begeistern will.

Aber in den Drucken überwiegt dieses Messingisch nirgends. Überall herrscht bis auf Luther uneingeschränkt ein leidlich korrektes Niederdeutsch, das sich von hochdeutschen Lehnworten allerdings nirgends ganz frei halten kann. Eine reiche Litteratur ist aus jener Zeit erhalten geblieben, wovon die Repertorien von Kinderling, Scheller und Wiechmann beredtes Zeugnis ablegen. Wie eingewurzelt die Mundart war, zeigt sich auch darin, daß hochdeutsche Werke nur in niederdeutscher Übersetzung Eingang und Verbreitung in Niederdeutschland finden konnten. So war es naturgemäß vor Luthers Auftreten. Aber auch noch etwa 50 Jahre nach dem Beginn der Reformation treffen wir niederdeutsche Übersetzungen von hochdeutschen Originalwerken an.

Luthers neues Testament erscheint von 1522 an in 15 niederdeutschen Ausgaben. Auch Emsers neues Testament wird (1530) niederdeutsch gedruckt. 1522 erscheinen Joh. Taulers Sermones in einer niederdeutschen Übersetzung zu Halberstadt, 1565 zu Frankfurt. 1528 gibt Agricola seine Sprüchwörter in niederdeutscher Sprache heraus. Auf mehrfache Aufforderung hin übersetzt 1542 Ludwig Dietz in Rostock Sebastian Francks Büchlein „vom Laster der Trunkenheit“, da die Originalausgabe „der Sprake halven dem gemeinen Mann unverständig, na Vermöge mit Hülpe etliker guden Fründe in düsse sassische Sprake“.[1] So wurde auch noch 1557 ein 'Trostbüchlein' „aus hohem Deutsch in unsere sächsische Sprache gebracht“: „Nademmale de overländesche Sprake einem ideren nicht so lichtlik to verstande is alse unse egen angebaren Sprake — so äußert sich der Übersetzer [1] — so hebbe ick it for nütte und der Möje wol wert geachtet, up dat velen einfoldigen Christen darmit gedenet worde, dat sülve Bökeschen in unse sassesche Sprake to transfereren“.

[1] Wiechmann I, 187; II, 25.

Überhaupt was für ungebildete Laien bestimmt ist, tritt in der Volkssprache auf, auch als das Hochdeutsche bereits seinen Einzug in Niederdeutschland gehalten hat.

Die Bibel und das neue Testament werden in niederdeutscher Sprache zum letzten Mal gedruckt in Stettin 1604, in Lübeck 1615, in Hamburg 1620, in Goslar 1621. Solche Daten beweisen aber, daß wir den eigentlichen Sieg der Litteratursprache früher ansetzen müssen. Gesangbücher, Katechismen, biblische Texte müssen dem Bedürfnis auch der wenigst Geschulten entsprechen und entgegen kommen, großen Teils auch der ländlichen Bevölkerung dienen. Die Bewohner der Städte und zumal die gebildeten Klassen haben sich natürlich weit früher der importirten Litteratursprache anbequemt.

Während der letzten Hälfte des 16. Jahrhunderts begegnen nicht selten Druckwerke, die aus dem Niederdeutschen ins Hochdeutsche übertragen sind. Schon 1538 wurde die niederdeutsch geschriebene pommersche Chronik des Thomas Kantzow, die gewiß im wesentlichen für ein niederdeutsches Publikum bestimmt blieb, ins Hochdeutsche übertragen, offenbar weil das neue Deutsch für feiner galt. 1543 erscheint niederdeutsch in Rostock eine Schrift 'von Lof und Unschuld der Frouwen' und wird noch im selben Jahre ebendaselbst 'aus pommerischer Sprach in meißnische gebracht'.[1] 1563 wird die Braunschweigische Kirchenordnung, die der Pommer Bugenhagen 1528 in niederdeutscher Sprache geschrieben hatte, im Auftrage des Magistrats hochdeutsch ausgegeben. 1599 wird Joh. Petersens holsteinische Chronik, die 1557 in niederdeutscher Sprache erschien, durch Dräuer ins Hochdeutsche übertragen: „Es ist diese Chronik anfänglich in sächsischer Sprach beschrieben und von vielen ratsam erachtet, daß sie itzt zum andern Mal in hochdeutscher Sprach ausging, damit sie an allen Orten teutscher Nation gesehen und gelesen werden möge"; der Übersetzer bittet, „das schlechte einfältige Teutsch ihm als einem unerfahrenen zum besten zu wenden".

[1] Wiechmann I, 138, 230.

1597 übersetzt Forstenow eine niederdeutsche Schrift Oldendorps 'van Radtslagende' (1530) ins Hochdeutsche.

Wie die Schweizer suchen also auch die Niederdeutschen an der großen litterarischen Produktion teilzunehmen und dem Streben des Jahrhunderts zu huldigen, die Wirkungen der Druckwerke nicht durch den heimatlichen Dialekt einzuengen. Der meißnische Nachbardialekt ermöglicht einen weiteren Erfolg. In Oberdeutschland war die Sprache der mitteldeutschen Landschaften verständlich, aber das Niederdeutsche war dort unbekannt. Im 15. Jahrhundert wurden in südlichen Kanzleien, sogar in Frankfurt a. M. niederdeutsche Schriftstücke vor der offiziellen Verlesung erst übersetzt.[1]

An diesem Umschwunge, den wir in dem Verhältnis von Hochdeutsch und Niederdeutsch beobachten, hatte die kirchliche Reformation einen hervorragenden Anteil. Wie in den oberdeutschen Landschaften, so fand auch in Niederdeutschland die litterarische Thätigkeit Luthers begeisterte Aufnahme. Selbst ein Niederdeutscher seiner Abstammung nach, lebte und lehrte er in einer niederdeutschen Stadt,[2] die allerdings den meißnischen Dialekt in ihren höheren Gesellschaftsklassen bereits eingebürgert hatte. Ihm war das Niederdeutsche von Jugend auf geläufig, wie er auch später mit Hülfe dieses Dialekts gelegentlich komische Wirkungen erzielt.[3] Die Rücksicht auf die Niederdeutschen hat ihn gewiß häufig in der Wahl seiner Worte bestimmt, wie er denn von „Ober- und Niederländern" gelesen und verstanden werden wollte. Ein großer Kreis niederdeutscher Freunde und Schüler, wie Bugenhagen, Erasmus Alberus standen helfend und fördernd neben dem Meister. Durch solche Umstände gewann der Reformator den Norden Deutschlands in kurzer Zeit, und früh schlug seine Sprache hier feste Wurzeln.

Früh sind vor allem die Kirchenordnungen hochdeutsch; wir

---

[1] Wülcker Germania 28, 196.

[2] Zahlreiche niederdeutsche Drucke sind aus Wittenberger Druckereien hervorgegangen.

[3] „Ei lieber, dat is scarp, doch nicht dat skerpste": Verantwortung der aufgelegten Aufruhr von Herzog Georgen Leipzig 1533 B iii b.

treffen solche 1524 in Magdeburg und 1525 in Königsberg. 1539 läßt der Superintendent Ant. Corvinus in Nordheim eine hochdeutsche Kirchenordnung erscheinen; aber am Schluß derselben gibt der Stadtrat seine Bestätigung dazu in niederdeutscher Sprache. Als im Jahre 1542 eine in Erfurt gedruckte Kirchenordnung für Braunschweig und Lüneburg unter der Herzogin Elisabeth in hochdeutscher Mundart erschien, entstand allerdings unter den Pfarrern der Landschaft eine Opposition, welche nach einer sächsischen Ausgabe verlangte, so daß derselbe Ant. Corvinus 1544 eine niederdeutsche Ausgabe jener Kirchenordnung[1] veranlassen mußte. Das niederdeutsche Vorwort von 1544 gab dem Superintendenten Gelegenheit, seinen Mißmut über die Angelegenheit zu äußern. Seine Worte, die für die Auffassung des Verhältnisses von Hoch- und Niederdeutsch wichtig sind, verdienen hier mitgeteilt zu werden: „Nademmale sick dat meiste Deel mang iuw so lange her beklaget, se können sick in der overländischen Sprake, in welkerer de utgegane förstlike Ordeninge gedrücket, nicht wol schicken unde darum me de sülve lever in sassischer Sprake lesen wolden — so hebbe ick — iuw unde iuwen Parkinderen, de sunder Twivel ock gerne öhrer Moder Sprake[2] lever wenn eine frömde hören, to gude mit dem Drücker Henninggo Rudeno gehandelt, dat he de genömede Ordeninge, sünderlick so veel alse der Kercken Ceremonien belanget, in sassischer Sprake noch einmal upgelegt unde gedrücket heft. So gy denn nu nene Entschüldinge, darmede gy iuwe Nalaticheit länger smücken kündt, meer hebbet.“

[1] Christlike Kerkenordeninge, Ceremonien unde Gesänge vor arme ungeschickede Parrherren in dem löfliken Förstendome Hertogen Eriks gestellt unde in den Druck gegeven. Hannover 1544.

[2] Wir haben dieser Stelle auch deswegen einen Raum hier vergönnt, weil sie die letzte Vorstufe für unser nhd. **Muttersprache** gibt. Auch bei Luther findet sich 'seiner Mutter Sprach': Vom Anbeten des Sacrament des heiligen Leichnams, Wittenberg 1525 F iii a. Übrigens liefert dieser Aufsatz mehrere Belege für 'angeborene Sprache' aus niederdeutschen Texten. Den frühesten mir bekannten Beleg für **Muttersprache** enthalten die S. 46 angeführten Worte des Val. Bolz von 1539. Im allgemeinen vgl. oben S. 21.

Wer vom Standpunkt der Reformation aus diesen Konflikt betrachtet, wird nicht umhin können, dem Superintendenten Unrecht zu geben. Durch Luthers Vorgehen hatte die Volkssprache den Sieg errungen. Und nun drängte sich ein fremdes Idiom auf Kosten der Muttersprache in diejenige Stellung, aus der das Latein eben erst vertrieben. Es war nichts als eine notwendige Folge von Luthers Opposition gegen das Latein, daß gerade in der gesprochenen Sprache der Kirche, zumal in der Predigt, die heimische Mundart sich noch lange erhielt, als Litteratur und Kanzleien bereits der fremden gefolgt waren.

Auf der Kanzel herrscht — so gut wie in den populären Erbauungsbüchern — mit Rücksicht auf die große Masse durch das 16. Jahrhundert beinahe uneingeschränkt der Heimatsdialekt. Als der Hamburger Rat 1528 unsern Reformator um Empfehlung einer Persönlichkeit ersuchte, die Umgestaltung der kirchlichen Verhältnisse der Stadt zu leiten, bat Luther den Churfürsten um Urlaub für den aus Pommern gebürtigen Boldewan, der zu Belzig Pfarrer war. Ihn hielt Luther für die geeignete Persönlichkeit, „weil er der Sprache und des Landes kundig sei" (Luthers Briefe De Wette III, 346). Im Jahre 1530 bat der Rat von Göttingen Luther um Empfehlung von zwei Geistlichen; Luther schlägt im Januar 1531 den Basilius und den Birnstil vor; jener könne oberländisch und niedersächsisch, dieser sei des Niederdeutschen nicht ganz mächtig, aber leicht zu verstehen, wie auch in Braunschweig hochdeutsche Prediger willkommen seien.

Erst seit 1600 ist das Schicksal der bisherigen Kanzelsprache unzweifelhaft. Konnten am Schluß des 16. Jahrhunderts zwei Pfarrer aus der Gegend von Nordheim[1] noch darüber streiten, ob hochdeutsch oder niedersächsisch in der Kirche zu wählen sei — fortan verstummt die niederdeutsche Predigt aller Orten. In Hamburg,[2] wo nach Lappenbergs Ermittelung im Jahre 1603 der

[1] Rud. Hildebrand, Grenzboten 1860 I, 111.

[2] Über Hamburg vgl. Lappenbergs Laurembergausgabe S. 236 und (nach einem gütigen Nachweise des Herrn Dr. F. A. Cropp in Hamburg)

offizielle Umschwung zu Gunsten des Hochdeutschen als Kirchen- oder Rechtssprache stattfindet, ist Johann Biester (1628—1664) der letzte Geistliche, der plattdeutsch predigt; und nach Schuppius in der 'Ehrenrettung' 1659 muß sein Verhalten damals ziemlich vereinzelt gewesen sein. In Pommern waren Schlichtrull († 1647) und Matth. Kempe († 1649) zu Kolberg die letzten Nachzügler. In Flensburg wurde schon seit 1600 hochdeutsch gepredigt und zwar von einem Holsteiner; in Husum wurde 1617 hochdeutscher Gottesdienst eingeführt; und um 1665 hörte man selbst in kleinen Ortschaften Schleswigs kaum noch niederdeutsch in der Kirche, nachdem seit 1650 der dortige Generalsuperintendent — ein geborener Westfale, Namens Klotz — nur das Hochdeutsche im Gottesdienst duldete. Und in der St. Albanskirche zu Göttingen soll die niederdeutsche Predigt etwa 1630 verstummt sein.

Teilweise ist die Unfähigkeit der Geistlichen in hochdeutscher Sprache frei zu reden der wirkliche Grund für das Fortleben der niederdeutschen Mundart in der Kirche. In denselben Diözesen, für deren Geistlichen 1544 der Superintendent Ant. Corvinus die niederdeutsche Übersetzung einer ursprünglich hochdeutschen Kirchenordnung herausgegeben hat, fehlt es noch im Beginn des 17. Jahrhunderts fast gänzlich an Geistlichen, die hochdeutsch können. Aber es kann doch wohl keinem Zweifel unterliegen, daß die schriftsprachliche Bewegung, welche in der reformatorischen Bewegung wurzelt, im ganzen an der protestantischen Geistlichkeit vielfache Förderung gefunden hat. Der Erfolg, welchen Luthers Schriften hatten, wuchs durch die Berufung von Geistlichen, welche hochdeutscher Abstammung waren oder auf hochdeutschen Universitäten studirt hatten.

Dazu rechne man den Einfluß der Kanzleien. Wir treffen

Schuppius Schriften (Hanau 1663) S. 671; über den Pfarrer Kempe vgl. Martin Ranges Origines Pomeranicae, Colberg 1684 S. 230; über Husum vgl. Pietsch S. 76. Im übrigen s. C. F. Allen Gesch. d. dän. Spr. in Schleswig I, 97 und Joh. Dav. Michaelis Oratio de ea Germaniae dialecto qua in sacris faciundis etc. utimur Göttingen 1751 S. 28.

an niederdeutschen Höfen nicht selten Kanzler von hochdeutscher Herkunft (Hegewisch, Schleswigs und Holsteins Geschichte III, 79); die beiden von Schöneich am Mecklenburgischen Hofe, Andreas Barby, der Kanzler des König Christians III., Adam Thraciger, der Kanzler Herzog Adolfs von Gottorf, waren hochdeutscher Abstammung. Daher vollziehen auch die größeren Kanzleien des niederdeutschen Sprachgebiets noch während des 16. Jahrhunderts den Übergang zur modernen Schriftsprache.

In Königsberg tritt um 1530 der Übergang zum Hochdeutschen ein. In Pommern stammt die erste hochdeutsche Urkunde von 1541, und 1604 scheint die späteste plattdeutsche Urkunde daselbst aufgezeichnet zu sein. In Mecklenburg sind die herzoglichen Reskripte bis 1542 niederdeutsch, seit 1548 hochdeutsch; nachweisbar aber schon seit etwa 1528 finden sich fürstliche Verfügungen auch an niedere Beamte in hochdeutscher Sprache; Herzog Magnus schrieb selbst früh hochdeutsch. In Braunschweig beginnt die Kanzlei um 1550, in Osnabrück um 1553, in Ostfriesland um 1560 hochdeutsch zu schreiben. In Schleswig-Holstein treten mit 1533 und 1545 hochdeutsche Urkunden auf, und schon seit 1564 werden die Landtagsakten daselbst hochdeutsch geführt; im gleichen Jahre wird der Landtag mit einer hochdeutschen Rede eröffnet. Überhaupt nach 1560 verschwindet das Plattdeutsche als offizielle Sprache dort ganz.[1]

Dieser relativ schnelle Anschluß der niederdeutschen Landschaften an die moderne Litteratursprache und die dadurch ausgedrückte Anerkennung der Bedeutung des Obersächsischen erklären uns die oben erwähnte Erscheinung, daß kein Grammatiker für Niederdeutschland Sprachnormen aufgestellt hat, welche dem heimischen Dialekt entsprechen. Nirgends hören wir durch das 16. Jahrhundert von einem Sprachbüchlein, das auf der plattdeutschen Mundart aufgebaut wäre. Ebenso vergebens suchen wir

[1] Die Angaben über Osnabrück und Ostfriesland verdanke ich Herrn Staatsarchivar Dr. Herquet in Osnabrück; über Schleswig hat C. F. Allen Gesch. d. dän. Spr. im Herzogtum Schleswig I, 95 genauere Mitteilungen gemacht. Anderes bei Bernhardi, Sprachkarte S. 104.

nach einem Wörterbuch, das den reichen Schatz des niederdeutschen Sprachmaterials zu heben für notwendig hielte.

Freilich mußte die Überlegung jedem Einsichtigen sagen, daß die heimatliche Sprache bei dem Überhandnehmen des modernen Schriftdeutsch leicht ebenso der Geringschätzung und Verachtung anheimfallen konnte wie vordem unter der Herrschaft des Latein. Es hat nicht an Stimmen gefehlt, welche den höheren Gesellschaftsklassen die allzu bereitwillige Aufnahme der Schriftsprache verwiesen haben. So hat Crantz gewarnt im Beginn des Jahrhunderts. Wenn aber 1582 Nathan Chytraeus die Vorzüge des Niederdeutschen gegen das Hochdeutsche rühmt, so kann dieses Zeugnis nicht schwer wiegen. Er war ein geborener Oberdeutscher, in Tübingen hatte er seine erste Bildung genossen. Obwohl er nachmals viele Jahre ausschließlich in Niederdeutschland lebte, hat er sich in seinen Werken, zumal in Übersetzungen nie des Plattdeutschen bedient, sondern wie fast alle Zeitgenossen des Hochdeutschen. Und dieser selbe Mann hatte die Dreistigkeit, in seinem Nomenklator gegen das Hochdeutsche aufzutreten und die in ganz Niederdeutschland anerkannte Litteratur- und Kanzleisprache als nicht vorhanden zu betrachten. Als Pädagogen könnte man den Verfasser vielleicht entschuldigen: wollte er dem Niederdeutschen die ihm gebührende Stellung im Unterricht sichern — und daß ihm dies gelungen ist, beweisen die dreizehn Auflagen, welche sein Nomenklator zwischen 1582—1659 erlebte — so hatte er einige Ursache der niederdeutschen Mundart das Wort zu reden. Aber eine richtige Würdigung der wirklichen Sprachverhältnisse in dem damaligen Niederdeutschland darf man bei ihm nicht suchen. Auch die häufiger erwähnte Stralsunder Schulordnung von 1591 gestattet uns keinen allgemeinen Schluß. Wenn sie gegen Schulausgaben alter Klassiker opponirt, welche wie die vielbenutzten Frisius'schen Virgil-Ausgaben hochdeutsche oder gar schweizerdeutsche Anmerkungen [1] bieten, so ist damit indirekt bezeugt,

[1] Die Stralsunder Schulordnung von 1591 bezeichnet das Schweizerdeutsch mit einer im 16. Jahrhundert auch sonst begegnenden Nomenklatur als idioma Alsaticum. In der zweiten Hälfte desselben Jahrhunderts

daß die neue Litteratursprache auch in den Lateinschulen bereits Eingang gefunden hat. Eine Braunschweiger Schulordnung verlangt 1596 ausdrücklich, daß man die Knaben „zur oberländischen Sprach gewehne, daß sie die Epistolen und Evangelien in derselben Sprach können vor dem Altar lesen". Um die Mitte des 17. Jahrhunderts, wo des Chytraeus Nomenklator zum letzten Male erscheint, mag auch in den Gymnasien das Hochdeutsche geherrscht haben. Schon seit 1635 wird im Lübecker Gymnasium des Nath. Chytraeus lateinische Grammatik in einer Bearbeitung mit hochdeutschen Interpretamenten benutzt. Und seit 1665 wird in den untersten Klassen des Bielefelder Gymnasiums ein lateinisches Dialogbüchlein gebraucht, das auch hochdeutsche Interpretamente bietet: antiquam illam et genuinam dialectum Westphalicam ego nequaquam improbo — so äußert sich der Verfasser — attamen quia omnes eruditi in universa Germania, in scriptis saltem, superioris Germaniae idiomate utuntur, nemo mihi vitio facile vertet, quod ad hoc (idioma) meae fidei commissam juventutem a pueris statim in schola assuefacere constituerim.[1]

Wenn die Schule bereits um 1600 dem neueren Schriftdeutsch Eingang verstattet, so muß der Sieg desselben naturgemäß früher

---

dürften aus elsässischen Druckereien keine Werke mit dem alten Vokalismus mehr hervorgegangen sein. Wenigstens ist von Konr. Burdach, der die betreffende Stelle anders versteht (Einigung der neuhochdeutschen Schriftsprache S. 18. 20), keine elsässische Schulausgabe eines alten Klassikers beigebracht. Die Zürcher Virgilausgabe des Frisius ist seit 1561 einige Male mit schweizerischem (1561. 1567. 1581) und mit hochdeutschem (1597. 1610) Vokalismus erschienen.

[1] Über Chyträus vgl. Burdach, die Einigung der neuhochdeutschen Schriftsprache S. 16. Die Braunschweiger Schulordnung hat Koldewey Monum. Germ. Pädag. I, 127 veröffentlicht. Das Bielefelder Lehrbuch führt den Titel Formulae latine loquendi puerilis etc. pro septima et sexta classibus in schola Bielefeldensi Lemgo 1665. Daß das Niederdeutsche noch lange in den Lateinschulen notwendig bleibt, zeigt Jellinghaus im Korrespondenzblatt des niederdeutschen Vereins 1886, S. 4.

angesetzt werden. Wie die Predigt, um den ungeschulten Laien verständlich zu sein, den Dialekt noch behält, als das Hochdeutsche bereits überall anerkannt ist, so kann zunächst auch die Schule selbst nicht auf den Dialekt verzichten.

Aber weder Handwerker und Bauern, noch Sextaner und Septimaner von Lateinschulen sind für denjenigen gewichtige Persönlichkeiten, der unsere Litteratursprache studirt. Nicht der Tag, an welchem das Hochdeutsche seinen Einzug in Schulstuben und Werkstätten gehalten, gibt uns den Termin, von dem wir für Niederdeutschland den Anschluß an die Litteratursprache zu rechnen haben. Für die Geschicke der neuen Schriftsprache im großen ist es gleichgültig, daß im Jahre 1611 auf Rügen niemand Hochdeutsch verstand oder daß der Küster Hans Lammert in Ostenfeld bei Husum 1678 von seinem Superintendenten abgesetzt wurde, weil er nur plattdeutsch singen konnte oder wollte. Wer eine niederdeutsche Sprachgeschichte schreibt, muß hierauf Rücksicht nehmen. Wer aber den Einzug der Schriftsprache in die litterarische Produktion der niederdeutschen Landschaften schildern will, darf an der Litteratur selbst nicht vorübergehen — und diese gibt uns bündige Antwort auf die Frage, welche Stellung sich das Hochdeutsche schon vor Ablauf des 16. Jahrhunderts erobert hat.

Bereits vor Schluß des 16. Jahrhunderts blüht das hochdeutsche Schauspiel in Niederdeutschland. Nun ist es für die Stellung der Schriftsprache interessant zu sehen, daß nur Rüpelszenen sich im heimischen Dialekt bewegen; der Dialekt ist nur für die Vertreter der untersten Schichten des Volkes vorhanden. Das zu Rostock 1578 erschienene Spiel Oemekes von Damon und Pythias ist hochdeutsch, aber zwei Bauern und der Wirt reden plattdeutsch. 1593 bietet Herzog Heinrich Julius von Braunschweig in seinem hochdeutschen Drama von der Susanne niederdeutsche Szenen. Niederdeutsch begegnet noch in Göbels Fahrt Jakobs, in den Hirtenszenen von Georg Pondos Komödie von der Geburt Christi 1589. 1606 finden sich niederdeutsche Bauernszenen in Jochim Schlu's hochdeutscher 'Komedia von dem frommen gottfürchtigen und gehorsamen

Isaak' (Rostock 1606). Und 1649 mischt Joh. Rist niederdeutsche Szenen in sein 'freudejauchzendes Deutschland'.[1]

In solchen Thatsachen spiegelt sich der Umschwung der Sprachverhältnisse Niederdeutschlands besser wieder als in lokalpatriotischen Äußerungen von Männern, die den Zeitgeist ignoriren. Nicht der puerile Nomenklator des Chyträus, sondern Oemekes Spiel von Damon und Pythias ist der Gradmesser, nach welchem wir die Stellung von Mundart und Litteratursprache in einer niederdeutschen Stadt wie Rostock zu bestimmen haben. Nicht die Braunschweiger Schulordnung von 1596, sondern die Schauspiele des Braunschweiger Herzogs wird der Sprachforscher zu Rate ziehen, der den Sieg der neuhochdeutschen Litteratursprache über die Mundart feststellt. Und die Daten, welche sich aus den hochdeutschen Übersetzungen niederdeutscher Werke und aus den Schauspielen ergeben, vertragen sich mit den Schicksalen der Sprache in den Kanzleien. Überall vollzieht sich der Umschwung zwischen 1550—1580. Im letzten Viertel des 16. Jahrhunderts ist das Los der Mundart nicht mehr zweifelhaft. Seit 1570 herrscht in den niederdeutschen Landschaften für die litterarische Produktion fast ausschließlich die Schriftsprache.

Im 17. Jahrhundert sind denn auch die Klagen über das Verschwinden des Plattdeutschen aus den Druckschriften nicht mehr auffällig. Ein Grammatiker — Gebhard Overheide in seiner 'vermerten teutschen Schreibkunst' Braunschweig 1668, S. 27 ff. — klagt, „daß es einem niederdeutschen Schreiber nunmehr schwerer fällt recht niederdeutsch als hochdeutsch zu schreiben und zu lesen". Otto von Guericke, der berühmte Bürgermeister von Magdeburg, scheint in dieser Lage gewesen zu sein; seinen holländischen Korrespondenten, den Verleger Jansson von Waesberge, bittet er um hochdeutsche Briefe, da das Niederdeutsche meist aus der Übung sei.[2]

[1] Vgl. Pilger in Zachers Zsch. f. d. Ph. 11, 203.

[2] Hülsse in den Magdeburger Geschichtsblättern XIII, 165; Hoffmann, Otto v. Guericke S. 227.

So gesteht auch der westfälische Geschichtsschreiber Joh. Dietr. von Steinen, niederdeutsch nur mit Mühe schreiben zu können;[1] mit großem Bedauern nimmt er den Niedergang des Plattdeutschen und das Überhandnehmen des Meißnischen wahr, obwohl er zweifellos — wie seine niederdeutsch-meißnische Wortliste beweist — seiner heimischen Mundart wohl kundig ist.

Besonders schmerzlich aber mußte das Zurückweichen des Niederdeutschen jeden berühren, der mit niederdeutschen Drucken aus der ersten Hälfte des 16. Jahrhunderts bekannt wurde. „Jetzt schreiben — so lautet eine Stimme von 1672[2] — auch die Hamburger Kaufleute nicht mehr sonderlich niedersächsisch, viel weniger lesen sie es. Wo siehet man jetzund sonderliche niedersächsische Bücher, als vor diesem gewesen und drunten gebraucht worden? **Rarissima avis erat**, wie ich vergangen aufm Leipziger Trödel eine märkische Bibel antraf. Weiter wer ein wenig gereist hat und in sein Vaterland wiederkommt, der hat flugs diese meißnische Sprache angepacket und mit seiner Muttermilch vertauschet!" Und ähnlich schildert Micrälius 'vom alten Pommerlande' 1639 die sprachlichen Zustände in einer niederdeutschen Landschaft nicht ohne warnende Worte: „Wir andern Sachsenleute haben nun auch eine Zeit lang an unserer Muttersprache einen solchen Eckel gehabt, daß unsre Kinder nicht ein Vater-Unser wo nicht in hochdeutscher Sprache beten und wir keine pommersche Predigt fast mehr in ganz Pommern hören mögen, weil alles muß hochdeutsch gebetet, geprediget, gesungen, geschrieben, geredet und verabschiedet werden und unser männliches attizisirendes Tau muß allenthalben der sigmatisirenden Sprache weichen."

Es war für Niederdeutschland also mit einem Worte dahin gekommen, daß ein gelehrtes Deutsch dem gelehrten Latein der mittelalterlichen Kirche auf dem Fuße gefolgt war. Wieder war die angeborene Muttersprache der Geringschätzung und Verachtung

[1] Versuch einer westfäl. Geschichte, Dortmund 1749 S. 44.

[2] Prätorius Satyrus etymologicus S. 5.

verfallen. Der heimische Dialekt entweihte — so war der herrschende Glaube — den Gottesdienst, war für den Verkehr des Menschen mit seinem Gotte zu profan. Die deutsche Schriftsprache war also an die Stelle der mittelalterlichen Welt- und Kirchensprache getreten. Nur noch in ländlichen Gemeinden erklingt die plattdeutsche Mundart von der Kanzel; aber wo ein ernsterer und getragenerer Ton herrscht, drängt sich auch hier Hochdeutsches ein, wie in den niederdeutschen Predigten von Jobst Sackmann, der um 1700 in Limmer bei Hannover eine weitreichende Wirksamkeit entfaltete. So dringt auch bei Trauungen das Hochdeutsche durch, aber daneben bleibt in den unsauberen Hochzeitsgedichten jener Zeit das Niederdeutsche noch lange lebensfähig. Wir treffen gleichzeitig Eidesformeln, die in der niederdeutschen Mundart verfaßt sind; aber ihre Schlußformel 'so wahr mir Gott helfe u. s. w.' ist hochdeutsch — ein schlagendes Zeugnis für die Auffassung des Verhältnisses von Schriftsprache und Mundart.[1] Wir würden jedoch undankbar gegen unsere gesamte Kulturentwicklung sein, wenn wir neben dieser zweifellos unwürdigen Stellung der angestammten Mundarten hier vergessen wollten, welche große Segnungen uns die dem Dialekt naturgemäß verderbliche Schriftsprache gebracht hat, indem sie uns das Ideal der politischen Einheit schuf.

Aber aus den Stimmungen, die uns in jenen Worten von Prätorius und Micrälius entgegen treten, begreifen wir den frühen Versuch einer reaktionären Bewegung durch Lauremberg. Schon die um ein Jahrhundert ältere Braunschweig-Lüneburgische Kirchenordnung von 1544, von deren Dialekt S. 99 die Rede war, verdankt ihre Existenz einer Reaktion; jene Bestimmung der Stralsunder Schulordnung von 1591, welche ohne die Annahme eines weiten Bereichs der Schriftsprache nicht zu verstehen ist, fließt gewiß aus einer Gesinnung, wie sie später der Mecklenburger Lauremberg theoretisch zum Ausdruck gebracht hat.

[1] Vgl. Joh. Dav. Michaelis oratio de ea Germaniae dialecto, qua in sacris faciundis atque in scribendis libris utimur in seinem Syntagma Comment. Göttingen 1759.

Dieser tritt mit aller Entschiedenheit gegen die ausschließliche Herrschaft des Hochdeutschen in Kirche und Schule, vor den Gerichten und in den Kanzleien und gegen die Geringschätzung seiner heimischen Mundart ins Feld. Der stete Wandel, in dem die allgemeine Schriftsprache damals begriffen war, ist ihm einer vermeintlichen Gleichmäßigkeit des Niederdeutschen gegenüber ein Zeichen von Unreife, ein Armutszeugnis.[1]

Unse Sprake blift altid beständig und fest;
Als se ersten was, evenso is se ock lest.
Juwe verändert sick alle föftig Jahr;
Dat können de Schriften bewisen klar:
Einer kann mit groeter Moey kuem dre Regen lesen
Van der Spraek, de domals is im Gebruek gewesen:
Se is so lappisch und so verbrüdisch,
Dat man schier nicht weet, of it welsch is edder düdisch;
Men de Sprake in ganz Nedbersaxenland
Blift unverrückt und heft Bestand.

Die Einheit der Mundarten auf den niederdeutschen Gebieten stellt der Dichter dann in Gegensatz zu den großen Unterschieden in der Sprache der hochdeutschen Landschaften. Und um zu erklären, warum das Niederdeutsche trotz seiner Vorzüge nicht Litteratur- und offizielle Sprache sei, wagt er die kühne Behauptung:

Darut kann men ere Werdicheit merken;
Denn wat gemeen is an allen Örden,
Dat is nich in sülken Prys und hogen Werden,
Als wat man nicht hebben kann alle Faert.
Veel gemeener sind Buren als Edellüde;
Grof Laken werd mer gedragen als Sammit und Side;
Semmel is nicht so gemeen als Roggenbroed;
Mer werd gebruekt dat Böse als dat Goet.
Wenn unse Sprake so gemeen wär als juwe,
Ick wolde dar nicht voer upstahn bi miner Truwe.

[1] S. W. Braunes Ausgabe von Joh. Laurembergs ndd. Scherzgedichten, Halle 1879; die obigen Verse entstammen dem vierten Gedicht 561—635.

Die niederdeutsche Bibel wird als Beweis einer früheren niederdeutschen Litteratur herangezogen; vor allen der Reinecke Voß, eine kostbare unerschöpfliche Quelle der Lebensweisheit.

> Man heft sick twar tomartert, dat Boek to bringen
> In hochdüdsche Spraek; men it wil ganz nicht klingen;
> It klappet jegen dat Original to reken,
> Als wenn men plecht ein Stücke fuel Holt to breken
> Edder schmit einen olden Pot jegen de Wand.

Das Niederdeutsche — heißt es weiter — eigne sich auch zur Litteratursprache; für alle hochdeutschen Worte biete es Entsprechungen; der niederdeutsche Wortschatz sei gewiß kein Hindernis an der Verwendung der Mundart für litterarische Zwecke.[1]

So verzweifelt freilich, wie die Darstellung Lauremberg und seiner Zeitgenossen den Zustand des Niederdeutschen erscheinen lassen, lagen die Dinge denn doch nicht. Dem wirklichen Leben der Mundart schadete die litterarische Herrschaft der Schriftsprache wenig. Mochte im amtlichen Verkehr, in der Schule und in der Kirche das Hochdeutsch uneingeschränkt herrschen — die Sprache des gesellschaftlichen Verkehrs, die natürliche Sprache des geborenen Niederdeutschen blieb auch über das 17. Jahrhundert hinaus seine Mundart. Die neuere Blüte der niederdeutschen Dialektlitteratur wäre unbegreiflich, wenn mit dem Aufkommen der Litteratursprache die Mundart ganz vernichtet wäre. Noch lange nach 1700 herrscht in den vornehmsten Gesellschaftsklassen einer Hansestadt die Mundart. Im Jahre 1727 hielt sich in Bremen ein vornehmer, fein gebildeter Engländer auf, der in den ersten Kreisen der Stadt verkehrte. Seit einer Reise nach Wien mit gründlicher Kenntnis des Hochdeutschen ausgerüstet, war er überrascht, hier nur plattdeutsch zu hören. Daß man ihm aber keine plattdeutsche Bibel

---

[1] Später findet die niederdeutsche Mundart mehrfach Verteidiger; vgl. Äpin, Von unbilliger Verachtung der plattdeutschen Sprache, Rostock 1704 (nach den Greifswalder Krit. Vers. I, 248 ist Bernh. Raubach der eigentliche Verfasser der Schrift). Über Karl Abel (um 1730) vgl. Jahrb. des ndd. Vereins 1882 S. 1 ff.

oder andere mundartliche Bücher zeigen konnte und daß Hochdeutsch die Sprache des Gottesdienstes, die Sprache des brieflichen Verkehrs war, befremdete ihn so sehr, daß er nach seiner Rückkehr in die Heimat über dieses Verhältnis von Schriftsprache und Mundart in seiner Schrift 'The German Spy' besonders eingehend berichtete.[1] Das Zeugnis dieses Mannes ist um so gewichtiger, als mit dem Aufblühen der hochdeutschen Litteratur in den Seestädten die einheimischen Schriftsteller eifrig bedacht waren, ihren gesellschaftlichen Kreisen eine vollendete Aneignung der Schriftsprache beizulegen. Wenn Brockes daher in Weichmanns 'Poesie der Niedersachsen' I, 4 behauptet, daß hochdeutsch damals auch die Sprache aller feinen Gesellschaften gewesen sei, so wird uns dieses Zeugnis weniger gelten als die unbestochene Mitteilung des Engländers.

---

[1] Dunze, Gesch. d. Stadt Bremen III, Vorwort S. 23. Der genauere Titel des englischen Buches ist 'The German Spy or Familiar Letters from a Gentleman on his Travels thro' Germany to his friend in England etc. 2. Aufl. 1740 S. 52; nach dieser 2. Ausgabe erschien in Lemgo 1764 eine deutsche Bearbeitung 'der deutsche Kundschafter', aus welcher sich (nach Mitteilung des Herrn Dr. H. Klebahn in Bremen) Thomas Ledyard, Gesandtschaftssekretär des großbritannischen Gesandten Cyrill Wich (in Hamburg) als mutmaßlicher Verfasser des German Spy ergibt.

8.

Latein und Humanismus.

Unter der Herrschaft des Latein in Kirche und Staat war das Deutsche ständig in Gefahr, durch fremde Züge einen neuen Charakter zu erhalten. Mit dem Aufleben der klassischen Studien vergrößerte sich diese Gefahr. So hat sich unsere Sprache seit den Tagen des Ariovist und des Arminius niemals dem Einfluß des Latein entziehen können, aber niemals weniger als in dem ersten Jahrhundert der deutschen Renaissance. Am Schluß dieser Zeit, im Jahre 1571, konnte jedermann schnell überschauen, wie sehr das Deutsche zersetzt war, an Simon Rotes Fremdwörterbuch.[1]

Sein vollklingender Titel verspricht etwas viel; es sind jedoch fast ausschließlich lateinische Wortmaterialien, die Rote den Ungelehrten erklärt. Es laufen natürlicherweise kleinere Irrtümer unter, indem er gut deutsche Worte aus den gleichlautenden lateinischen ableitet. Aber nach allen Abzügen, die wir machen müssen, bleiben doch etwa 2000 Worte übrig, die zu Rotes Zeit im Deutschen als eingebürgert galten oder Bürgerrecht zu erlangen drohten, ohne in den früheren Jahrhunderten heimisch gewesen zu sein.

Luther, der sorgfältigste Beobachter und feinfühligste Kenner

---

[1] Ein teutscher Dictionarius daz ist ein Außleger schwerer unbekanter teutscher griechischer lateinischer hebraischer wälscher und französischer, auch anderer Nationen Wörter, so mit der Weil inn teutsche Sprach kommen seind und oft mancherlei Irrung bringen u. s. w., durch Simon Roten Augsburg (bei Michael Manger) 1571.

der Volkssprache, meidet mehr als seine Zeitgenossen die Einmischung von lateinischen Worten in seine Schriften. Wer etwa das leider unvollendete Luther-Wörterbuch von Dietz neben Simon Rotes 'Dictionarius' hält, dem tritt die Reinheit zumal des biblischen Wortschatzes entgegen. Rote erklärt etwa 2000 lateinische Worte, die dem Kanzleistil des 16. Jahrhunderts angehören; auf 500 lateinische Worte bei ihm kommen etwa 100 belegbare Worte bei Luther, und von diesen dürfte auf die deutsche Bibel nicht einmal der vierte Teil kommen, so daß wir darin im ganzen etwa 100 lateinische Modeworte jener Zeit anträfen.

Und vergleicht man etwa Luthers deutsche Bibel mit der katholischen Bearbeitung Ecks, so findet man in der letzteren zahlreiche lateinische Lehnworte für gut deutsche Worte Luthers. Eck sagt **prophetisiren, Fundament, Orient, Kap(i)tål, Glori, Ampel, Regent,** wo Luthers Bibel **weissagen, Grund, Morgen, Knauf, Herrlichkeit, Fackel, Herr** zeigt. Diesen maßvollen Purismus hat Luther unserer Sprache nicht auf einmal gewonnen; erst allmählich wird er gegen **benedeien, Pforte, Firmament** eingenommen zu Gunsten von **segnen, Thor, Himmel.** Überhaupt ist Luthers lateinischer Wortbestand nicht umfangreich; wir treffen Worte wie **Majestät, Glori, Gardian, Pestilenz, Curtisan, Finanzer, Lection, disputiren, Element, Exempel, fantasiren, Fantast, Artikel, Capitel.** Zweifelsohne hat Luther mit vollem Bewußtsein die lateinischen Worte gemieden, wie er sich denn lange Zeit — obzwar vergebens — nach einem passenden Ersatz für **Person** umgesehen hat (Köstlins Lutherbiographie I, 600). Hier glauben wir auch seine Abneigung gegen **verba castrensia et aulica** zu verstehen, die er in einem Schreiben an Spalatin vom 30. März 1522 äußert (S. 48).

Das ganze Sprachmaterial, durch welches die Zeit der Renaissance in Deutschland charakterisirt wird, ist wesentlich lateinisch. In Schule und Kirche setzt also das Latein seinen Einfluß fort, den es durch das ganze Mittelalter bei uns gehabt hat. Auch die Reformation ist den lateinischen Lehnworten nicht feindlich. Zwingli

war in größerem Umfange Purist als Luther. Aber man kann von diesem Purismus eines einzelnen noch so entschiedenen Mannes, dessen Wirksamkeit zudem landschaftlich eingeengt war, keine Wirkung auf die Sprache seiner Zeit erwarten. Wäre Reinheit der Sprache die Parole dieses Jahrhunderts gewesen, wie es die des nächsten werden sollte, so würde Simon Rote 1571 nicht eine Liste von etwa 2000 lateinischen Worten zusammengebracht haben.

Die wissenschaftliche Sprache strotzt von Worten wie **Antiquität, Humanität, disputiren, Disciplin, Doctor, Edition, Element, Eloquenz, Exempel, Facultät, Fragment, Idiot, Ignorant, Opus, Scribent.** Die akademischen Bürger schaffen sich eine eigene lateinische Terminologie: **Calfactor, Coquinatz, deponiren, Famulus, Faex, Phos.** Alchimie und Musik führen weitere lateinische Wortbildungen ein; mit der letzteren stehen im 16. Jahrhundert Worte wie **Componist, Dissonanz, Tact, Melodei, Mensur, Modulation, Mutet-Moteta, tabuliren** im Zusammenhang.

In der Kanzleisprache wucherten Worte wie **cito, Vidimus** und **Datum** neben **Auction, Audienz, citiren — Citation, communiciren — Communication, condemniren, Contract, Controvers, Convent, Conventickel, Copei, Curial, Decret, Defect, dissentiren, Edict, Effect, emancipiren, falliren, Fiscal — Fiscus, Formular, Interesse, Infamie, Instrument, Invective, Inventari, Justiz, Libell, Missive, Mission, Motiv, Nation, Residenz, Scrupel.** Auch eine Fülle von lateinischen Bezeichnungen für Ämter und Titel ist mit dem 16. Jahrhundert bei uns in Schwang gekommen: **Advocat, Commissarius, Copist, Curator, Excellenz, Majestät, Monarch, Potentat, Regent.** Fortan treten die alten Monatsnamen **Christmonat, Hornung, Heumonat, Brachmonat, Weinmonat, Herbstmonat** immer mehr in den Hintergrund zu Gunsten der lateinischen **December, Februarius, Julius, Junius, October, September**; so bleibt keiner von den altdeutschen Monatsnamen übrig, für die einst Karl der Große eingetreten war.

Auch das heimische deutsche Sprachgut nimmt ein fremd-

artiges Gepräge an. Die zahlreichen Zeitworte auf **iren** (**spaziren, studiren, regiren, poetisiren, fabuliren, jubiliren, triumphiren, quittiren, probiren** u. s. w.) erzeugen deutsche Nachbildungen wie **halbiren, schimpfiren, hausiren, stolziren, tollisiren, grillisiren, geiliren** — früher waren **hantiren** und **hofiren** vorhanden gewesen — und liefern zudem die Vorbilder für die späteren **schattiren, buchstabiren, schandiren, burschiren, haseliren.** Auch die zahlreichen Abstraktbildungen wie **Comparatz, Collatz, Disputatz, Fundatz, Promutatz, Purgatz** werden Ausgangspunkte für einige deutsche Wortbildungen von vorübergehender Existenz. Lateinisch-romanische Worte wie **Gardian** führen zu Neubildungen wie **Ipsian** (zu ipse), **Dulcian** und zu Zwitterbildungen wie **Grobian, Urian, Dummrian, Stolprian, Schlendrian.**[1]

Es wäre eine Ungerechtigkeit, die Humanisten für diesen Schwall von lateinischer Wortmaterialien und Wortbildungen verantwortlich zu machen. Aber das Ansehen, welches die alte Reichs- und Kirchensprache durch die Renaissance von neuem bei uns erlangte, zog solche Wirkungen nach sich. Unsere Humanisten waren der Volkssprache nicht gram. Reuchlin, der ein feines Deutsch schrieb und sprach, hat darauf gedrungen, daß die alten griechischen und lateinischen Geschichtsschreiber übersetzt würden, damit man die Muttersprache vervollkommne. Und daß ihm dies ernst war, bewies er Freunden und Gönnern durch eine eigene Übersetzung von zwei Philippischen Reden des Demosthenes und des ersten

[1] Wahrscheinlich beziehen sich auf die Zwitterbildungen die Klagen des Joh. Stoltz, Querela Martini Lutheri (Basel 1555 S. 109): cum sermonem quem nostra natio iam vulgo usurpat ego quidem in dies minus atque minus intelligo; sic omnia nove insolenterque et mirifice dicuntur neque magis oratio simplices animi sensus verbis notis interpretantur, sed callide et veteratorie atque improbe cogitata fraudente dubie furiose scurriliter pronunciantur. Sic non loquebantur quantum ego memini majores nostri neque ego istam alienam loquelam usurpare ausim, ne velim quidem discere, ut possim percipere audiendo; nam ista barbaries est, cujus de consuetudine diuturna barbarorum hominum nostra olim elegans atque pura lingua sordes et foeditatem contraxit.

Buches der Tusculanen Ciceros. Eine stilistische Norm, die er selbst befolgte, verdient in diesem Zusammenhange besonders anerkannt zu werden: „Man soll sich schämen in tütschen Reden und Predigen vil Latyns darunder zu mischen". Wimpfeling ist ein energischer Streiter im Kampf um gutes Deutsch. Hutten, der Ritter unter den Humanisten, wird in die große deutschsprachliche Bewegung gezogen. Melanchthon und Zwingli, die den humanistischen Kreisen eng verwandt sind, haben als deutsche Schriftsteller eine weite Bedeutung. Und was der Erfurter Gelehrtenkreis im Kampf gegen Mönchsbildung und Mönchslatein erzielt hat, war auch für die Stellung der deutschen Sprache nichts weniger als gleichgültig.[1]

Doch fehlten der Renaissance auch keineswegs unerfreuliche Züge. Man vergegenwärtige sich nur den Grundton jener Zeit. Allerwärts wird die Volkssprache, der Volksdialekt betont, weil die ungebildeten Laien durch die religiöse Bewegung ein Recht auf Litteratur und litterarische Bildung erlangt haben; und dieses Recht wird auch allseitig geachtet. Aber es geht nebenher der Zug nach einer höheren Bildung, von der das Volk ausgeschlossen wurde. In den eigentlichen Pflanzstätten des Humanismus, auf unsern Hochschulen, war das Latein zwei Jahrhunderte hindurch von unbestrittener Herrschaft. Wer die vermeintlichen Anrechte der Sprache Ciceros an unsere akademischen Hörsäle durch Wort oder That verletzte, erfuhr Anfeindungen der widerlichsten Art. Als der Rostocker Philologe Tilemann Heverling im Jahre 1501 eine Vorlesung über Juvenals Satiren in deutscher Sprache hielt, setzte er sich folgendem derben Angriff aus:

Quidquid Heverlingus legit auditoribus, illud
vulgari lingua teutonicaque docet.
Ergo ad Heverlingum perget meliore relicto
discere qui sordes barbariemque volet.

[1] Weiteres in Hartfelders Programm 'Deutsche Übersetzungen klassischer Schriftsteller aus dem Heidelberger Humanistenkreis', Heidelberg 1884.

Das war nichts anderes als jener Vorwurf, den die Papisten unsern Reformatoren machten, man solle die Perlen nicht vor die Säue werfen. Mit demselben Vorwurf wurde an der Basler Universität Thomas Murner zurecht gewiesen, als er 1519 die Institutionen verdeutschte, mit demselben Vorwurfe auch Theophrastus Paracelsus, als er 1527 in Basel Vorlesungen in deutscher Sprache hielt. Luther mischte zur Freude seiner Zuhörer in Wittenberg Deutsches in den lateinischen Kathedervortrag; aber auch ihm blieben Angriffe darüber nicht erspart. Und als der Tübinger Professor Leonhart Fuchs botanisch-medizinische Werke in deutscher Sprache veröffentlichte, erfuhr er 1558 von dem Eisleber Johannes Placotomus (Bretschneider) derbe Zurechtweisung, die zugleich auch alle traf, qui in germanicam linguam autores medicinae transferunt medicinamque artem humano generi saluberrimam prophanant et turpiter prostituunt.[1]

Welche Folgen die neuen Bestrebungen, dem Latein Raum zu schaffen, nach sich zogen, das zeigt sich auch am lateinischen Schuldrama. So schildert uns Nicodemus Frischlin 1589 in seinen Helvetio-Germani, wohin das Latein im Schauspiel führte:

> Quia latino sermone isthaec peragimus,
> occlamant imperiti linguae, ogganniunt
> mulieres, obstrepunt ancillae, servuli,
> opifices, lanii, fartores, ferrarii
> sibique Germana lingua postulant dari
> comoediam. Hoc quia non fit, nobis praeferunt
> cybisteteres, lanistas, funambulos,
> petauristas: quibus gaudet plebecula.

[1] Vgl. A. Hofmeister, Grenzboten 46, IV, 294; Sigwart, Kleine Schriften I, 32; über Murner vgl. oben S. 15. Über Luther vgl. Köstlin I, 142. — Von Placotomus kommen in Betracht, worauf mich Herr Dr. Milchsack aufmerksam gemacht hat, die im Jahre 1558 zweimal gedruckten Themata contra versores medicinae in Germanicam linguam und Refutatio quarundam rationum quas D. Leonhartus Fuchsius editioni sui germanici herbarii praetendit; der erste Druck enthält noch Conclusiones quaedam contra Rifium et Rifianos, id est eos qui in Germanicam linguam autores medicinae transferunt.

Auf der andern Seite freilich hatte die Renaissance auf die Muttersprache den günstigsten Einfluß. Eine gewaltige Masse von Wortformen und Redewendungen ist in jener Zeit altklassischem Sprachgut nachgebildet oder entlehnt. Schon im 16. Jahrhundert redet man von modernen Mäcenaten, von einem Zoilus, einem Zelotypus, von modernen Epikuräern. Unter der Rose (im Vertrauen) reden' konnte man schon damals nach lateinischem Vorbilde sagen. Lateinisch-humanistische Sprichwörter finden bei uns Aufnahme. Ne Hercules quidem contra duos! war nach Zwingli gemein im Gebrauch. Sus Minervam! verwendet Luther in einer deutschen Schrift. „Rom ist nicht in einem Tage erbaut" weist auf den Humanismus hin. Eine neue Art von halb lateinischen, halb deutschen Sprichwörtern kommt auf: „Barbati praecedant, sagte der Fuchs, stieß den Bock die Treppen hinunter"; „practica est multiplex, sagte der Frosch, saß auf der Reuse"; „usus facit artem, sagte jener, warf ein alt Weib zum Fenster hinaus und wollt sie fliegen lehren". — Damals bürgerten sich ein ululas Athenas mittere; ne sutor ultra crepidam; procul a Jove procul a fulmine; Penelopes telam retexere; una hirundo non facit ver. —

In dieser Zeitströmung hat Deutschland auch seine Familiennamen verändert. Wer aus der Ferne dem seltsamen Gebahren zusah, konnte glauben, man wolle die alten Römer und Griechen wieder auferwecken. Zwar schon durch das späte Mittelalter hindurch waren Namensübersetzungen wie Pistor und Pistorius, Sartor und Sartorius, Faber und Fabricius oder wie Piscator, Molitor, Sutor, Venator auf deutschem Boden in lateinischen Urkunden herrschend. Aber im täglichen Leben galt ausschließlich Becker, Schneider, Fischer, Schmid, Jäger, Schuster, Müller u. s. w. Jetzt aber, mit dem Einzug des Humanismus in Deutschland, wurden solche lateinische Namensübersetzungen auch in die Sprache des Volkes verpflanzt. Da hörte man Namen wie Sapidus (Witz), Aurifaber (Goldschmid), Latomus (Steinmetz), Agricola (Baumann oder Schnitter), Megander (Groß-

mann), Melander (Holzapfel), Avenarius (Habermann), Chytraeus (Kochhoff), Placotomus (Bretschneider). Um wieviel erhabener klangen die neuen Textor, Mylius, Faber — Fabri — Fabricius als philiströse Namen wie Weber, Müller, Schmidt — Schmitz! Im Notfall war Mullérus und Scultétus immer noch ansprechender und willkommner als Müller und Schulze! Schon der lateinische Accent und die lateinische Endung gaben Formen wie Scrivérius, Schulérus eine Weihe! Ein Triumph aber war es für klassische Gemüter, wenn spießbürgerliche Namen durch Latinisirung und Hellenisirung bis zur Unkenntlichkeit aufgeputzt wurden. Da treten antike Namen an die Stelle lautverwandter deutscher Namen. Es gibt einen Gracchus (Krachenberger), einen Aemilius (Oehmler), einen Caelius (Zell), einen Plinius (Pleninger), einen Rhegius (Rieger). Und Micyllus übernimmt seinen Namen aus Lucians Dialog 'Traum oder Hahn'.

Das ist eine Wirkung des Humanismus. Reuchlin scheint die Seele dieser Bewegung gewesen zu sein. In Italien hatte ihn Hermolaus Barbarus in Kapnio umgetauft, und seit der Zeit ist Kapnio bestrebt, die Namen seiner Landsleute zu veredeln. Seinem Großneffen Philipp Schwarzert gibt er — mit fehlerhafter Übersetzung — den Namen Melanchthon; und später wirkt dieser im Wittenberger Kreise im Sinne seines Großonkels. Von jenem Linzer Krachenberger, dessen deutschsprachliche Bestrebung oben S. 26 erwähnt ist, erhält Reuchlin einen Brief, der dem Wunsche Ausdruck verleiht, er möge dem Absender einen griechischen Namen vorschlagen; Grachus Pierius ist dann der Name, dessen Krachenberger sich in seinen späteren Schriften bedient. Diese Bewegung erfaßt alle Humanisten.[1]

[1] Camerarius vita Melanchthonis S. 9, 129; Dav. Fried. Strauß, Kl. Schr. S. 408. Den Hinweis hierauf verdanke ich meinem gelehrten Kollegen Rud. Hirzel. Herrn Prof. K. Hartfelder in Heidelberg bin ich zu lebhaftem Dank verpflichtet für den Nachweis des höchst lehrreichen Briefes Oehmlers im Corp. Reform. III, 208 (vgl. außerdem die Bemerkungen Hartfelders in Sybels histor. Zsch. 1887, 547).

Der Schlettstadter Pädagog Joh. Sapidus latinisirte die Namen seiner Schüler: „ich hab viel barbara nomina, ich muß sie einmal ein wenig lateinisch machen" — so redete er den jungen Th. Platter und Ant. Venetz bei der Aufnahme in seine Schule an, und fortan heißen sie Platterus und Venetus.[1] Und so verlangt ein Hülfsbüchlein für den Unterricht Latinisirungen wie Adamus, Joachimus, Rupertus, Henricus: nomina quibus pueri vocantur latina esse debebunt.[2]

Es kann wohl nicht zweifelhaft sein, daß in den protestantischen Kreisen das neue Prinzip mehr Verehrer fand, als in den altgläubigen. Wie viel enger hing der Protestantismus mit dem Humanismus zusammen! Wie sehr stak der Katholizismus noch immer im Banne des Mittelalters! Das Latein der Dunkelmännerbriefe charakterisirte den Bildungsgrad des katholischen Klerus; der protestantischen Geistlichkeit konnten auch ihre erbittertsten Gegner ähnliche Vorwürfe nicht entgegen schleudern.

So werden wir eine Anklage des katholischen Bibelbearbeiters Dr. Johann Eck würdigen können, der sich in seiner 'Schutzred' 1540 (S ii b) über einen protestantischen Gegner folgendermaßen äußert: „Ain Fäl hab ich an ihm als an vil andern Lutherischen; so sie teutsch seind, ihre Vorälter teutsch gewesen und teutsch Namen gehabt, daß sie kriechisch und kallikutisch Namen schöpfen als Jobst Koch nennt sich Justum Jonam, Wolfgang Hüter oder Schmid von Hagenau nennt sich Capitonem Fabricium, Schwarzerd Melanchthonem, Hausschein Oecolampadium, Paulus Seidenstücker nennt sich Paulum Constantium Phrygium und du, so dein Vater Hosanderle

[1] Platters Selbstbiographie herausggb. von Boos, Leipzig 1878, S. 32.

[2] Hauerius. Nicolai Hauerii publici Bambergensis pueritiae informatoris ad pubem suam instituendam exhortatio, Bamberg 1531. Hauers Vorwort ist 1515 unterzeichnet; wahrscheinlich ist das Büchlein damals auch zum ersten Male erschienen. Hauer empfiehlt übrigens die schlichte Latinisirung der Namen durch angefügtes -ius (Hauerius); dagegen mißbilligt er die Wortübersetzungen.

gehaißen, nennst dich Osiandrum — sicht kainer Hosen gleich!!"

Der Vorwurf war nicht ohne Berechtigung. Aber Eck durfte nicht verschweigen, daß es in katholischen Kreisen an Männern nicht fehlte, welche dieser protestantischen Mode huldigten. Unter den Gegnern der Reformation treffen wir Namen wie Coclacus, Joh. Faber von Constanz.

Die Stimmen der Zeitgenossen über diese Mode der Gelehrten waren geteilt; schon Aventin hat sie mit Geringschätzung als 'kindisches schülerhaftes Possenreißen' bloß gestellt. Auch Camerarius weiß von Gelehrten, welche der Mode abhold sind. Und der alte Niklaus Oehmler, dessen Sohn Georg sich auf Melanchthons Rat den Namen Aemilius beilegte, hatte von seinen Mansfelder Mitbürgern deswegen solchen Spott erfahren, daß er sich 1536 zu einem ernsten Warnungsbrief an jenen veranlaßt sah, um ihn zur Rückkehr zu seinem väterlichen Namen zu bewegen. Solche Fälle werden in jener Zeit nicht selten gewesen sein. —

Neben dieser Bewegung, deren Wirkungen wir noch heute auf Schritt und Tritt begegnen, sehen wir seit dem 15. Jahrhundert eine andere, die ebenfalls fremdsprachliche Namen in Deutschland einbürgert. Zu dem humanistischen gesellt sich der biblisch-kirchliche Einfluß, der die Namen der Bibel und der Kirchengeschichte zu deutschen Vornamen stempelt. Bereits vor der Reformation waren jüdische Bibelnamen sowie fremde Namen aus der Heiligengeschichte bei uns eingebürgert. Ob neben der Reformation etwa das Prinzip weitere Verbreitung fand, läßt sich noch nicht überschauen. Jedenfalls waren in katholischen wie in protestantischen Kreisen Namen wie Adam, Eva, Tobias, Susanna, auch David, Daniel, Joseph, Zacharias oder Immanuel, Jesse, Israel, Jeremias und Rebecca, wie Bartholomäus, Nicolaus, Georg, Martinus, Philippus, Peter, Paul, Maria, Margaretha, Anna, Barbara, Katharina allgemein verbreitet. Es war nicht selten, daß eine Familie durch ein paar Generationen nur Vor-

namen aus der Bibel und der Heiligengeschichte aufzuweisen hatte.

Schon Aventin wies gegenüber jenen unverstandenen fremden Vornamen auf den kostbaren Schatz bedeutungsvoller deutscher Namen, die zu Tugend und kühner That reizen und spornen, wie Wilhelm, Ludwig, Ernst.

Vor allem scheint sich in unsern reformatorischen Kreisen Opposition gegen die fremden Vornamen geregt zu haben. Ja Luther selbst soll nach der Ansicht zahlreicher Gelehrter der Führer dieser Opposition gewesen sein. Ein lateinisch geschriebenes, in Wittenberg gedrucktes Namenbüchlein eines ungenannten Verfassers[1] verfolgt, ohne sich in Angriffen gegen das lateinisch-biblische Namensystem zu ergehen, den reichen Inhalt und die sinnige Bedeutung unserer altehrwürdigen Namen. Die etwas schulmäßig nüchterne Behandlung des Stoffes, der Mangel durchgreifender allgemeiner Gesichtspunkte, wie etwa Fischart sie später entwickelt, die schematische, ohne sachliche und nationale Begeisterung und ohne Behagen durchgeführte Darstellung machen es unwahrscheinlich, daß Luther, wie eine zweifelhafte Tradition will, das Namenbüchlein verfaßt hat; die Anregung zu dem Büchlein wird er gegeben haben, aber durch nichts wird es uns wahrscheinlich, daß er der Verfasser ist.

Wie viel subjektiver und entschiedener treten Vadian und Stumpf an die Eigennamen heran! Sie haben aus alten St. Galler Urkunden gelernt, welch reicher Vorrat an urdeutschen Personennamen uns zu Gebote steht und welch tiefe Bedeutung sie bergen. Eine große Liste uralter Wörter führen sie vor. Sie weisen darauf hin, daß kirchliche Heilige altgermanische Eigennamen tragen, machen aber das Papsttum verantwortlich für die Abnahme der deutschen Erbnamen. Auch glauben sie zu beobachten, wie die biblischen Vornamen hinter den lateinischen zurückstehen. Das Überwuchern

[1] Aliquot nomina propria Germanorum ad priscam etymologiam restituta, Wittenberg 1537.

dieser lateinischen Taufnamen ist es, wogegen sich die Schweizer Geschichtsschreiber besonders wenden.[1]

Können wir so beobachten, daß die reformatorischen Kreise das Nationalitätsprinzip wie in der Sprache überhaupt so auch in den Vornamen vertreten, so stehen uns anderseits katholische Zeugnisse zu Gebote, welche den Heiligennamen kirchliche Empfehlung geben. So bestimmte der Katechismus Romanus, der auf Veranlassung des Konzils von Trient im Jahre 1566 erschien, daß die den Getauften beizulegenden Namen von Heiligen hergenommen und heidnische Namen ganz vermieden werden sollten.[2] Damit war den uralten Namen wie Dietrich, Sigfrid, Hildebrand, die mit den letzten Nachklängen unserer Heldensage noch fortlebten, wirklich die Lebenskraft genommen. Der nivellirende Kosmopolitismus der katholischen Kirche drohte also wiederum Deutschland in sprachlichen Äußerlichkeiten zu einer römischen Provinz zu machen, nachdem protestantische Vertreter für unsere vollklingenden Erbnamen eingetreten waren.

Georg Wizel ist in Deutschland Wortführer des Romanismus. Sein Onomasticon Ecclesiä 1541 ist ein Seitenstück zu dem Wittenberger Namenbüchlein. Ohne sich in Polemik gegen die abweichenden Anschauungen der Protestanten einzulassen, äußert er durchweg undeutsche Gesinnung, indem er zu der Taufnamenfrage Stellung nimmt und für die Heiligennamen eintritt. Taufnamen wie Anastasius, Valerius, Cyprianus, Fabianus, Christina, Justina, Euphemia, Sophia gereichen dem Menschen zu einer größeren Empfehlung als Wolf, Ebert, Henckel, Hubelt, Utz, Del, Cuntz oder Fritz, als Gele, Metz oder Leis. Freilich „die deutschen Namen verwerfe ich nicht, wiewohl sie nach der heidnischen Barbarei fast schmecken.“[3]

[1] Vadian, hrsgg. von Götzinger II, 429; Stumpf, Schweizer Chronik III, Cap. 59; IV, Cap. 55.

[2] Histor.-Polit. Blätter 99, 905.

[3] Onomasticon Ecclesiae. Die Tauffnamen der Christen, deudsch und christlich ausgelegt durch Georgium Wicelium 1541 (Mainz). Diesen Nachweis danke ich Herrn Dr. Camillus Wendeler.

finden Aventin, der Wittenberger Anonymus, Vadian, Stumpf und später Fischart gerade in dem reichen, anregenden Inhalt unserer einheimischen Erbnamen einen Hauptreiz und die wesentliche Empfehlung ihrer Neubelebung, so lobt Wizel die lateinischen Heiligennamen wegen ihrer klar zu Tage liegenden Bedeutung: Sebastian 'gottesfürchtig', Agnes 'keusch' — solche christliche und seine Namen sollen Eltern ihren Kindern geben als incitamenta quaedam pietatis. Den jüdisch-hebräischen Namen ist Wizel gram; sie seien zwar in geringer Anzahl; aber wo höre man einen Juden, der sich nach Namen unserer Religion nennen lasse! Immanuel, Jesse, Israel, Jeremias, Rebecca scheinen den Beifall des Renegaten nicht gehabt zu haben, und David, Daniel, Joseph, Zacharias duldet er nur, weil sie damals noch nicht häufig und beliebt waren. Die altdeutschen Namen läßt er völlig bei Seite, obwohl sein Onomasticon 'die Taufnamen der Christen' überhaupt auslegen will; er legt den Schwerpunkt seiner Arbeit in die griechischen und lateinischen Heiligennamen; ihre vorbildliche Wortbedeutung gibt er nach seiner sprachlichen Bildung — nirgends wird der deutschen Taufnamen gedacht. In alledem sehen wir eine versteckte Ablehnung des Wittenberger Namenbüchleins von 1537, dessen der Feind und Gegner Luthers nirgends Erwähnung thut.

Dieses Verhalten Wizels, zu dem jenes Gebot des Katechismus Romanus stimmt, ist für die katholischen Kreise Deutschlands typisch. So hat auch Joh. Fischart es verstanden, als er im 10. Kapitel der Geschichtsklitterung auf Wizel einen heftigen Ausfall machte. Er tritt mit Entschiedenheit für die deutschen Namen auf und lehnt die jüdisch-biblischen und die lateinischen Taufnamen ab, wie er sich auch gegen die Modethorheit der Humanisten wendet. „Unsere Sprach ist auch ein Sprach und kann sowohl einen Sack nennen als die Lateiner saccus. Ich glaube, man meint, unsere Vorfahren haben stets geschlafen und nit mit eben so großem Bedacht gewußt, ihren lieben Kindern Namen zu geben als die Griechen und Latiner. Wir haben jetzt das frei Regiment. Was

dürfen wir uns nach den sklavischen Römern nennen, die Herren nach den Knechten? Wie solt es sich reimen, wann die Griechen ihre Kinder Xerxes und Mardonius, die Römer die ihren Perseus und Stichos genannt hätten — die Sieger nach den Überwundenen?"

Was Fischart hier kurz andeutete, gedachte er in einer besonderen Schrift weiter auszuführen. Lebhaft mit etymologischen Fragen beschäftigt, beobachtete er mit Interesse die Gleichartigkeit deutscher und griechischer Eigennamenbildung; Volkhart, Leonhart, Bernhart stellte er den griechischen Demosthenes, Leosthenes, Arktosthenes gleich. Zum Abschluß seiner Namensstudien ist Fischart leider nicht gekommen; wir würden sonst ein Büchlein von tieferem Gehalt und ausgeprägterem Charakter besitzen, als es das Wittenberger Namenbüchlein ist. Über dasselbe Problem plante später auch Moscherosch eine Schrift, die zweifellos im Geiste Fischarts ausgefallen wäre; gerade in seinem Freundeskreise regte sich warmer Sinn auch für unsere Taufnamen.[1]

So tritt Fischart mit nationalem Stolz gegen Tendenzen auf, deren undeutscher Grundzug keinem Zeitalter klarer werden mußte als dem Jahrhundert der Reformation. Der Sieg der vaterländischen über die lateinischen Taufnamen war freilich dem Eifer und der Begeisterung der protestantischen Vorkämpfer des Deutschtums nicht gleich. Der Erfolg lehrt, daß die alten katholischen Vornamen zu tief eingewurzelt waren. Aber das danken wir jener großen Zeit und ihren großen Männern, daß unsere altehrwürdigen Namen nicht völlig der Vergessenheit anheimgefallen sind. Unsere Dichterfürsten des 18. Jahrhunderts haben die Vornamen Wolfgang, Friedrich, Gotthold, Gottlieb, Gottfried, Heinrich, Wilhelm — die Repräsentanten des 16. Jahrhunderts führen die Taufnamen Martin, Johannes,

[1] Vgl. die puristische Schrift 'der deutschen Sprache Ehrenkranz', Straßburg 1644 und dazu Erich Schmidt in der Zsch. f. d. A. 23, 78; über Fischart vgl. Alemannia I, 124.

Desiderius, Nicodemus, Egidius, Sebastian, Thomas. So kommen durch die protestantische Bewegung die deutschen Taufnamen wieder in Ansehen; in den protestantischen Landschaften und Kreisen erfreuen sich bis heute die altgermanischen Namen einer weit größeren Verbreitung als in den katholischen.

Auch die Mode der Humanistennamen ist keineswegs mit dem Jahrhundert der Reformation abgethan. Der Geist des älteren Humanismus bleibt bei uns bis in den Beginn des vorigen Jahrhunderts, wo die Blüte einer schönen Litteratur uns Deutschen das echte Wesen des klassischen Geistes erschließt. Ehe sie erschien, wurde ein anderer Einfluß für Deutschland verhängnisvoll, und der Muttersprache drohte von ihm eine um so größere Gefahr, als er von einem benachbarten Kulturvolk ausging, das durch glückliche Lebensbedingungen früh zur geistigen Herrschaft über das ganze Abendland berufen schien.

Das Französische hat in den Reformationsjahren, in dem Kampf um die Nationalsprache keine Gelegenheit gehabt, neben dem Latein sich bei uns einzudrängen. Es ist geradezu auffällig, daß unsere Schriftsteller in der ersten Hälfte des 16. Jahrhunderts zwar von französischen Sitten und Trachten, aber nicht von französischer Sprachmengerei reden. So zeigt Joh. Agricola in seinen 'Deutschen Sprichwörtern' mehrfach Groll und patriotische Erregung gegen die Ausländerei, die sich durch ganz Deutschland breit mache; man habe welsche, hispanische und französische Kleidung, französische Röcke, hispanische Kappen, französische und hispanische Krankheiten, welsche Praktiken, französische Kronen, welsche Kardinäle und Herren u. s. w. — von einer romanischen Sprachmischung sagt dieser warme Patriot kein Wort.

Auch beobachteten unsere Sprachforscher damals den Zersetzungsprozeß, welchen französischer Einfluß in England erzeugte. Geßners 'Mithridates', der dem Engländer John Bale gewidmet ist, gab den Deutschen Nachricht, wie in jüngster Zeit die englische Sprache massenhafte Lehnworte aus dem Französischen und auch aus dem Latein aufgenommen. Daneben fiel es den Freunden

der Linguistik auf, wie Ausländerei in der französischen Sprache selbst tief eingreifende Wandlungen herbeiführte. So weiß Sebastian Franck in seinem 'Encomion, das Lob des göttlichen Worts' S. 163, wie damals spanische und besonders italienische Elemente ins Französische drangen. Wenn Deutsche so das zeitgenössische Französisch und Englisch charakterisiren, so können sie keine Veranlassung gehabt haben, denselben Vorwurf gegen das Deutsche zu erheben. Nirgends hören wir, daß in Deutschland vor 1550 sprachlicher Einfluß von Frankreich her wirkte. Um 1580 vernehmen wir die ersten Stimmen gegen französirende Sprachbewegungen, und fortan werden die Mahnrufe nationalgesinnter Männer gegen das neue Modewesen in der Sprache nicht stumm.

Schon einmal hatte derselbe Feind unsere Sprache bedroht. Im Zeitalter der höfischen Dichtung waren große maßgebende Gesellschaftsklassen und die für sie bestimmten litterarischen Erzeugnisse in den Zugeständnissen an das Französische über das Maß des Erlaubten hinausgegangen. Aber die Gefahr war damals eine geringe und wuchs erst später in demselben Maße, als sich mit der Erfindung der Buchdruckerkunst die sprachlichen Wirkungen der Litteraturwerke stetig steigerten. Was im Mittelalter der Sprache exklusiver Kreise Spuren aufdrückte, mußte fortan für die Sprache aller Schichten verhängnisvoll werden. Und um so gefährlicher war jetzt der alte Feind, als unsere Schriftsprache erst in ihren Anfängen stand. Noch war der Kampf um dieselbe nicht in allen Gebieten unseres Vaterlandes endgültig entschieden; noch war das Deutsche nicht reif, um für großen Gehalt gleichwertige Formen zu bieten; noch huldigten die Gelehrten der Sprache des Mittelalters. Inmitten dieser gährenden Zeit wirkt der neue Einfluß so zersetzend wie ein scharfer Giftstoff, der sich rasch durch alle Gewebe eines Organismus hindurch frißt.

9.

Oberdeutschland und die Katholiken.

Schon während des 16. und 17. Jahrhunderts waren die katholischen Kreise von der großen Sprachbewegung, die von unserm Reformator angeregt und durchgeführt wurde, zum Teil ergriffen worden. Die deutsche Grammatik des Clajus (1578), die den Sprachgebrauch Luthers als Norm betrachtet, blieb nicht ohne Einfluß auch auf die Katholiken. Das Buch erlebte so zahlreiche Auflagen, daß es zweifellos auch in katholischen Kreisen eine weite Verbreitung gefunden haben muß. Im 17. Jahrhundert erlebt es 7 Auflagen (die Übersetzungen in fremde Sprachen abgerechnet): 1604, 1610, 1617, 1625, 1651, 1667, 1689; die letzte, der Zahl nach die 11. Auflage erschien 1720 (Pietsch S. 88. 89.). Nahezu durch ein und ein halbes Jahrhundert behält das Buch also eine praktische Bedeutung. Und mit ihm steigt auch das Ansehen und die Bedeutung der Lutherischen Sprache, welche seit etwa 1580 die Norm für unser Schriftdeutsch wird.

Damals schon konnte der meißnische Chronist Nivemontius stolzerfüllt von seinem Heimatsdialekt sagen, es bedürfe keines Beweises, daß das Meißnische allerwärts in Deutschland angesehen sei; es würden Meißner im Auslande wegen ihrer Sprache zu Ehren gebracht, und meißnische Prediger höre man überall am liebsten (neue meißnische Chronik S. 638). Und diese Angaben erhalten eine schöne Bestätigung durch die Thatsache, daß im Jahre 1562 ein aus Mecklenburg stammender Maler seinen jüngeren Bruder von Schwerin zu sich nach Meißen einlud, „damit er besser die meiß=

nische Sprache erlerne". Das Obersächsisch Meißens schwingt sich also schon vor Ablauf des 16. Jahrhunderts in die Stellung auf, welche das Attische unter den Mundarten von Althellas einnimmt. Und so charakterisirt Opitz die autoritative Stellung des mit dem Protestantismus verwachsenen Obersächsisch, wenn er 1628 an Venator in Straßburg schreibt: Veluti ego Silesiaca dialecto non utor, ita neque vestra Alsatica uti te posse puto; est quoddam quasi Atticum apud Graecos genus, quod Lutheranum vocitare per me potes; hoc nisi sequaris, erres necesse est.

Luthergrammatik und Lutherdeutsch — das ist die Losung durch das 17. Jahrhundert hindurch. P. Pietsch hat in seinem verdienstvollen Buche über 'Luther und die neuhochdeutsche Schriftsprache', auf das wir schon häufig zu verweisen hatten, zahlreiche Zeugnisse aus dem 17. Jahrhundert beigebracht, welche einmütig der Sprache unseres Reformators eine hohe Stellung zuerkennen.[1] Aber ein endgültiger Anschluß der katholischen Landschaften Oberdeutschlands an die aufblühende Litteratursprache vollzieht sich erst während des 18. Jahrhunderts. Die Gegensätze von Katholizismus und Protestantismus, von Norddeutschland und Süddeutschland, von oberdeutscher und mitteldeutscher Sprache waren zu groß, als daß sie in einem kurzen Zeitraum hätten vermittelt werden können. Der Zwiespalt spitzt sich in gleichem Verhältnis zu, wie die schöne Litteratur in Mitteldeutschland an Bedeutung für die ganze Nation zunimmt. Erst am Schluß des 18. Jahrhunderts, nachdem die klassischen Werke unserer Geistesheroen der Sprache des Protestantismus die Weihe für die ganze Zukunft gegeben haben, verstummen in den katholisch-jesuitischen Kreisen

[1] Ich mache noch aufmerksam auf eine Gothaische Schulordnung von 1642, welche für den Unterricht Rücksicht auf den Lautstand der „reinen meißnischen Sprache" verlangt: „Wenn ein Zweifel vorfället, ob ein Wort mit einem d oder t oder was sonst für gleichlautende Buchstaben mit einander können verwechselt werden zu schreiben sei, so soll besonders die teutsche Bibel, so in reiner meißnischer Sprache verfertiget, Richter sein."

Oberdeutschlands die Reaktionsversuche gegen die siegreiche Sprache Luthers. Aber heftig wogt der konfessionelle Sprachenkampf um die Mitte des Jahrhunderts.

Im Jahre 1730 ließ der Jenaer Professor Litzel unter dem Pseudonym Megalissus eine Streitschrift „der undeutsche Katholik oder historischer Bericht von der allzugroßen Nachlässigkeit der römischen Katholischen in Besserung der deutschen Sprache" erscheinen. Mit geschichtlichen Thatsachen wird hier das ablehnende Verhalten der katholischen Landschaften gegen die neuere Litteratur vorgeführt. Die Schrift ist eine Geschichte der Sprachbewegungen, welche illustriren soll, wie ausschließlich Protestanten sich um die Muttersprache bemüht haben. Luther, die Sprachgesellschaften, die Sprachgelehrten, die Dichter werden uns vorgeführt — nirgends sehen wir Katholiken an den großen Bewegungen teilnehmen. Die fruchtbringende Gesellschaft hatte nur ein katholisches Mitglied — den Entscheidenden. Der Jesuit Balde hat kein Anrecht auf den Namen eines deutschen Dichters. Was wir aus den Federn katholischer Geistlicher an Reimwerken erhalten haben, zeigt eine gänzlich rohe, verwahrloste Sprache; die Jesuiten sind ihrer Sprache und ihren Bestrebungen nach undeutsch. In den katholischen, zumal den Jesuitenschulen hat deutsche Sprache und deutsche Poesie keinen Raum; an einer Universität wie Mainz wurde den Studirenden keine Gelegenheit zu deutschen Sprachübungen geboten, nachdem Leipzig, Halle, Jena längst eigene Lehrer dafür bestellt hatten. Wie sollen wir Protestanten es uns erklären, daß die Katholiken so in Bezug auf die Sprache zurückbleiben? Unsere Bücher sind ihnen ein Dorn im Auge; die Lektüre derselben wird verboten, auch wenn sie die konfessionellen Streitigkeiten nicht berühren. Man hält sogar unsere Dictionaria, Vocabularia, Nomenklatores, Lexika, Thesauros, Phraseologien und andere Schulbücher für schädlich; der Jesuit Pexenfelder warnt vor derartigen Büchern, quod acatholici erronea sua dogmata sparsim inserunt!

Im folgenden Jahre gab Litzel (Frankfurt 1731) eine Blütenlese von Reimwerken, um nicht zu sagen Dichtungen katholischer

Geistlicher unter dem Titel 'Deutsche Jesuitenpoesie' heraus, welche in der That eine überraschende Bestätigung aller in der früheren Schrift aufgestellten Behauptungen enthält. Von Dichtungen Baldes abgesehen, bietet Litzel uns wesentlich Gedichte, die zwischen 1680 und 1730 entstanden sind. In allen treffen wir strengere oberdeutsche Züge, die in der Litteratursprache bereits getilgt waren. Zahlreiche ue (**Hueff, guet**) und ai (**Aiche, erraichen, Straich, gehaißen, waiß**)[1] kehren wieder; die oberdeutsche Synkope des e in der Vorsilbe ge (**ghören, gfallen, gsehen, Gmüt, Gselle, Gsicht, Gstalt** u. s. w.) wird nicht gemieden; so begegnen auch **b'herrschen,** sogar **z'bergen;** selbst der Artikel **die** erleidet Verstümmlung (**d'Schäfle, d'Backen, d'Höch, d'Vorhöll, d'Trompeten**). Das Auslauts-e oder, wie jene Zeit es benannte, das lutherische e vermissen wir häufig: **die Stuff, der grausamb**

[1] Das altbair. ai, dem mhd. ei entspricht, bewahren wir in einigen charakteristischen Worten wie **Kaiser**, die noch heute als Beweis für die anfängliche Bedeutung der bair.-östreich. Kanzlei angesehen werden können. Übrigens werden mhd. ı und ei in Drucken vom Mittelrhein (bes. Frankfurt) durch das ganze 16. Jahrhundert hindurch gern als ei und ey konsequent unterschieden. Um von zahlreichen Drucken zu geschweigen, wovon nur Werke Fischarts aus den Jahren 1578—1581 erwähnt seien, nenne ich besonders Erasmus Alberus (Novum Dictionarii genus, Frankfurt 1540), Hunger (Linguae Germ. vindicatio, Straßburg 1585), Helfr. Emmel (deutsch-lat. u. s. w. Wb., Basel 1592). — Joh. Matth. Schneuber, Mitbegründer der Straßburger Tannengesellschaft, unterscheidet 1656 in seiner 2. Gedichtsammlung ei und ey ebenso konsequent, während Rompler 1647 ei und ai nach altbair. Weise zu erneuern versucht. So war schon am Schluß des 16. Jahrhunderts Paulus Melissus (bei Freher, Orig. Palat. cap. IX) in einem lat. Sendschreiben (Heidelberg 20. August 1598) für die etwa 1550 ausgestorbene Unterscheidung von ei und ai eingetreten, ebenso vergeblich wie 1572 in dem mißlungenen Versuch einer Orthographieform in seiner Psalmenübersetzung. Der letzte Ausläufer der ganzen Bewegung ist Fulda und Nasts 'teutscher Sprachforscher' 1777, der eine Unterscheidung eí und éi befürwortet (II, 158). Ich habe diese Data für die Geschichte des ai hier zusammengestellt, um meine Sammlung auch anderen nutzbar zu machen; was Wilmanns (die Orthographie in den Schulen Deutschlands[2] 81) beibringt, ist der Ergänzung bedürftig.

Tod, die Höll, die Hitz, der Flamm; in der Mehrheit finden wir **die Feind, die Leut**. Der oberdeutsche Vokalismus verrät sich durch **zuruck, Stuck, die Lucken, trucken** (für **drücken**), **rucken**, sowie in der Ableitung von **Geheimnus, Bündnus**. Aus der Deklination seien Formen wie **ihne** für **ihn, deim** für **deinem** angeführt. Auch das Zeitwort zeigt harte oberdeutsche Formen: **er findt, er leb', er mach', geloffen** für **gelaufen, gewest** für **gewesen**.

Es ist nicht unsere Aufgabe, eine völlige Grammatik jener katholischen Versmacher zu geben. Es genüge nur noch zu bemerken, daß die syntaktischen Fügungen, Rektionen und der ganze Satzbau ebenso weit von der in protestantischen Kreisen anerkannten und befolgten Norm abweichen, wie die behandelten Erscheinungen der Laut- und Formenlehre. Völlige Regellosigkeit, Roheit und Ungelenkigkeit charakterisiren die Sprache dieser Dichter. Derartige Züge sind allen Stücken, die Megalissus mitteilt, gemeinsam.

Es ist begreiflich, daß sich der Bekehrungseifer der mitteldeutschen Sprachfreunde vor allem auf die Reichshauptstadt richtete, deren Gewinnung natürlich für weite Kreise von maßgebender Bedeutung gewesen wäre. Wien konnte sich keiner feinen Sprache rühmen. Während Lazius im 16. Jahrhundert unter dem Einfluß des kaiserlichen Hofes und bei dem großen Verkehr, der Deutsche aller Gaue in die Reichshauptstadt führte, eine elegantere Mundart in der Stadt als auf dem Lande zu beobachten glaubte, hören wir in der ersten Hälfte des 18. Jahrhunderts wesentlich Stimmen, die dem Deutsch der Wiener Gesellschaft das böseste nachsagen. Auf vereinzelte Äußerungen, welche das Wiener Deutsch damals hochstellten, ist natürlich kein Gewicht zu legen. Wer wird sich wundern, wenn die Sprache, die am Sitz des kaiserlichen Hofes und der Reichsregirung herrscht, Lobredner findet! Ein solcher war der Braunschweigische Hof- und Kanzleirat von Meiern, der die Acta Publica des westfälischen Friedens 1734 herausgab. Aber seine Behauptung, daß in sprachlichen Dingen „Wien als die höchste Schule der Welt den Vorzug mit Recht vor allen übrigen

Höfen und Kanzleien verdiene", steht in gradem Gegensatz zu allen Thatsachen unserer Sprachentwicklung.

Um dieselbe Zeit klagt ein Kenner der Wiener Verhältnisse, die Aussprache dort wie in Östreich überhaupt sei sehr grossière, der Accent überaus unangenehm; die Aussprache von ue (statt u in **Fueß**), der harte Sibilus in st (als scht) beleidige feinere Ohren; Flickwörter wie die häufigen **thun, mein' ich, halter, schauts** seien unerträglich, ebenso **enker** für **euer**. Die starke Einmischung von Fremdwörtern sei unschön; auch habe das Französische und Spanische, vor allem aber das Italienische zu breiten Raum bei Hofe.[1]

Nur selten regen sich vor 1750 in Wien Bestrebungen, die auf die Besserung unserer Sprache gerichtet sind. Es war bedeutungslos, wenn z. B. gelegentlich, aber vorübergehend puristische Ideen in den dortigen Regirungskreisen laut wurden. Weit bedeutsamer ist, daß ein großartiger Entwurf, der die allgemeinen deutschen Sprachzustände betraf, in des Kaisers nächster Nähe entstand, ohne jedoch die allerhöchste Beachtung zu finden. Der kaiserliche Rat C. G. Heräus, dessen Dichtungen dem Ideal der Schriftsprache jener Zeit gerecht werden, suchte das Reichsoberhaupt für die Gründung einer Sprachgesellschaft zu begeistern, deren Programm 'unvorgreifliche Gedanken über Auf- und Einrichtung einer deutschen Sprachgesellschaft' dem Minister vorgelegen haben.

Was dieser einsichtige Schriftsteller wollte, war eine Wiederbelebung der großen Sprachgesellschaften des 17. Jahrhunderts unter kaiserlichen Auspizien, eine zentrale Sprachakademie nach dem Vorbilde der Pariser Akademie. Wenn die Fürsten aus der fruchtbringenden Gesellschaft wegen des geringen Umfanges ihrer Territorien nur in einem beschränkten Teil unseres Vaterlandes wirken konnten, so durfte eine Akademie, an deren Spitze der Kaiser und

[1] Erdmannsdörffer-Scherer im Anz. f. d. Altert. I, 196. — Küchelbeckers allerneueste Nachricht vom Kaiserlichen Hofe nebst einer Beschreibung der Residenzstadt Wien, Hannover 1732.

ein ihn vorstellender Minister stehen sollten, auf eine allgemeine Wirkung über ganz Deutschland hoffen. Wie vorteilhaft mußte ein solches Institut auf alle katholischen Landschaften Oberdeutschlands wirken, zumal wenn obersächsische Schriftsteller von Bedeutung hineingezogen wurden!

Der Entwurf von Satzungen für die Carolinische Akademie, den Heräus ausgearbeitet und dem Minister überreicht hat, fand keinen Anklang bei Hofe. Den Kaiser lockte der Ruhm einer Carolinischen Akademie nicht. Der ernste Versuch, sprachlich den Mittelpunkt Deutschlands in den Bereich der nächsten Einflüsse des Reichsregiments und in die katholischen Landschaften zu bringen, konnte nicht verstanden und gewürdigt werden, wo romanische Sprachen und Ideen herrschten. Die Reichsregirung hatte damit endgültig auf eine zentrale Kulturstellung in Deutschland verzichtet. Die große Bewegung, welche mit Luthers Auftreten begonnen, war abgeschlossen. Zunächst bleibt Obersachsen der geistige Mittelpunkt Deutschlands.

Heräus hatte in seinem Entwurf der Satzungen einer Carolinischen Akademie dem protestantischen Mitteldeutschland das Verdienst ungeschmälert eingeräumt, das meiste zur Zierde und Reinigkeit der Muttersprache beigetragen zu haben. Im katholischen Baiern schwankt gleichzeitig die Auffassung der deutschen Sprachverhältnisse. Eine jesuitische Monatsschrift wie der in München 1725 ff. erscheinende Parnassus Boicus[1] erkennt an, „daß sich die Herren Lutheraner von vielen Jahren her ungemeine Bemühungen geben und äußerst geflissen seind, die teutsche Sprach immer zu verbessern, auch zu zieren und zur Vollkommenheit zu bringen“. 1725 wird zugegeben und zu erklären versucht, daß die Katholiken an den neuen Sprachbewegungen keinen Anteil haben. Aber neben dieser Anerkennung geschichtlicher Thatsachen treffen wir in demselben Organ die unerhörte Behauptung, daß niemals ein ärgerer Sprachverderber aufgestanden sei als Luther.

[1] 1725 XVIII, 409; neufortges. Parn. Boic. 1736 V, 67. Dazu Beitr. z. krit. Hist. 1736 XIV, 264.

In einer Zeitschrift, die in einer um ein Jahrhundert hinter der Entwicklung zurückgebliebenen Sprache geschrieben war, hat sich ein Jesuit zu jenem Angriff auf Luthers sprachliche Bedeutung erdreistet. In Norddeutschland, wo der Parnassus Boicus wenig Verbreitung fand, erhob sich als Verteidiger Luthers der Lüneburger Konrektor H. Chr. Lemcker, welcher in den Leipziger Beitr. z. krit. Historie 13. Stück S. 74 ff. einen freilich ganz unzulänglichen Aufsatz über Luthers sprachliche Stellung erscheinen ließ. Lehrreicher für die Zeitgenossen war jedenfalls der Bericht über den Parnassus Boicus, den die Beiträge zur kritischen Historie gaben; da wurde das sprachliche Ideal der bairischen Jesuiten durch Auszüge beleuchtet. Dieselbe Zeitschrift führte ihren Lesern 1743 (31. Stück S. 490 ff.) ein Gedicht auf Karls VII. Kaiserkrönung vor, das einen Münchener Studenten der Theologie zum Verfasser hatte und sprachlich voll ungebührlicher Bajuvarismen war. Noch 1767 konnte ein Rezensent der Allgemeinen deutschen Bibliothek (V, 1, 178) ein vernichtendes Urteil über Übersetzung irgend eines Ulmer Paters abgeben, der sein Schwäbisch mit der unmaßgeblichen Erwägung begründete, „die Regeln unserer Muttersprache seien nicht allgemein gültig; vielleicht sei seine Schreibart nicht nach dem neueren heikeln Geschmack; der Leser möge all Wort nach seiner beliebten Mundart lesen und aussprechen, so wäre beden geholfen".[1]

Wie lange diese sprachlichen Zustände in Baiern andauerten, lehrt ein Ereignis aus dem Jahre 1779, auf das Schlosser im 3. Bande seiner Geschichte des 18. Jahrhunderts (Cap. IV, § 1) aufmerksam gemacht hat. Als der Kanonikus Braun Schulbücher in moderner Orthographie herausgab, erhoben die Jesuiten ein Geschrei über die lutherische Sprache derselben, und der Regensburger Bischof zog Braun wegen der Veränderung der Ortho-

[1] Eine große Rolle spielt das bairisch gefärbte Oberdeutsch katholischer Geistlicher in den Streitschriften, in deren Mittelpunkt der zum Protestantismus übergetretene Benediktiner Rothfischer 1752 und 1753 steht.

graphie[1] zur Rechenschaft. Es kann uns gleichgültig sein, wie der Prozeß verlief. Aber daß 250 Jahre nach den erschütternden Ereignissen der Reformation ein so lächerlicher Streit über die lutherische Orthographie von einem katholischen Kirchenfürsten unter dem Drängen der Jesuiten hat inszenirt werden können, ist eine Thatsache, die uns mit Wehmut erfüllen muß.

Auch im Rheinthal herrschten um die Mitte des vorigen Jahrhunderts Verhältnisse, die bei den protestantischen Sprachmeistern Mitteldeutschlands Entrüstung erregten. Auch im Rheinthal war das Streben der ganzen neueren Entwicklung nach einer Einheitssprache vielen nicht zum Bewußtsein gekommen. Man führte zahlreiche Züge der alten oberdeutschen Kanzleisprache von Geschlecht zu Geschlecht weiter, unbekümmert ob unsere Litteratur für die Muttersprache nicht andere Formen verlangte. Die Beiträge zur kritischen Historie (29. Stück S. 233) zeigten an einer 1741 in Bruchsal gehaltenen und gedruckten Gedächtnispredigt eines Franziskaners auf Kaiser Karl VI., wie fremd die neue Litteratursprache in dem katholischen Rheinthal war.

Noch zehn Jahre später (1755) fand Gottscheds redliches Bemühen um die Litteratursprache einen fanatischen Gegner an dem badischen Pater Augustin Dornblüth, Benediktiner zu Gengenbach.[2] Sein Deutsch ist stark oberländisch gefärbt, und er vertritt

---

[1] Braun war in Baiern einer der ersten, der mit Entschlossenheit und mit Sachkenntnis die neue Schriftsprache empfahl; vgl. seine Deutsche Sprachkunst; Deutsche Redekunst; Anleitung zu der Dicht- und Verskunst; Antwort auf die Fragen von der Lehrart in den Lateinschulen.

[2] Vgl. Konr. Burdach, Verhandlungen der Dessauer Philologen-Versammlung S. 170; der Titel der Schrift des Paters lautet: „Observationes oder gründliche Anmerkungen über die Art und Weise eine gute Übersetzung besonders in die teutsche Sprach zu machen, wobey die Fehler der bisherigen teutschen Übersetzungen samt denen Irrsachen solcher Fehleren und daraus erfolgten Verkehrung der teutschen Sprach aufrichtig entdeckt werden, nebst einem zu diesem Vorhaben unentbährlichen Kritik über Herrn Gottschedens sogenannte Redekunst und teutsche Grammatik oder (wie er sie nennt) Grundlegung zur teutschen Sprache. Aus patriotischem Eyfer zur Verhütung fer-

den oberdeutschen Sprachgebrauch auch als Theoretiker. Die oberdeutsche Apokope und Synkope des e ist bei ihm Regel (**die Sprach, die Lieb, die Köpf**); er ereifert sich gegen die obersächsischen Endungs-e in **Glaube, Name, Same, Knabe, Rabe, Bube**, sowie in Verbalformen wie **lebet, liebet, saget, höret, gemehret, bedienet, gelobet**; er verlangt **ich nimb, ich gib, ich sprich, ich hab, ich laß, ich mach, ich lauf** als Indic., wozu die Conj. **ich nehme, ich gebe, ich spreche, ich habe, ich lasse, ich mache, ich laufe** lauten sollen. Das Suffix **nis** erscheint bei Dornblüth als **nus (Zeugnus, Erkanntnus, Geheimnus, Verderbnus** und zwar fem. gen.). Formen wie **ihme, deme, denen** (gleich **den**), wie **die Übersetzere** befremden bei ihm nicht. Wenn er sich nachhaltigen Einfluß auf die Sprache zugetraut hätte, würde er mit großer Entschiedenheit für die längst ausgestorbenen altbairischen ai und ay (**Layd, Klayd, Wayß** 'pupillus', **Rayß** 'iter') eingetreten sein. Ländlich sittlich! das ist Dornblüths Norm, mit der er auch das oberdeutsche Genus von **der Gewalt, der Luft, der Tauf, die Schooß** rechtfertigt, ja zur Herrschaft erheben möchte.

So steht Dornblüth im sprachlichen Bann einer oberdeutschen Landschaft. Es kann uns nicht befremden, daß er sein sprachliches Ideal in der oberdeutschen Kanzlei findet. Er empfiehlt den angehenden Schriftstellern das eifrige Studium der Gerichts- und Prozeßschriften des Kammergerichts zu Speyer,[1] zumal derer zwischen 1680—1690. So trat der Benediktiner allen den Bestrebungen entgegen, die Gottsched[2] mit Einsicht und Thatkraft verfolgte. Dieser hatte der Kanzlei den letzten Rest von Bedeutung und Einfluß in

nerer Verkehrung und Schändung der ausländischen Bücheren ans Tagliecht gegeben von R. P. Augustino Dornblüth, Priestern Ord. S. Benedicti des Reichs-Gotteshaus in Gengenbach. Augspurg, verlegts Matthäus Rieger 1755."

[1] Um 1600 haben Helber und Joh. Rud. Sattler die Kanzlei von Speyer wegen ihres guten Deutsch gerühmt.

[2] Über Gottsched vgl. Koberstein § 264.

Sachen der Sprache entzogen. Dornblüth weist sogar auf die 70 Jahre früher geübte Kanzleisprache hin mit Geringschätzung der aufblühenden Litteratur. Gottsched bemüht sich der mit Luther beginnenden Suprematie der obersächsischen Mundart die Anerkennung aller Landschaften Deutschlands zu erwerben. Dornblüth greift in wesentlichen Dingen die Autorität des Meißnischen an und stellt damit die Existenzberechtigung der neuen Schriftsprache überhaupt in Frage. Als katholischer Priester in Oberdeutschland ist er uns verständlich. Er hat am eingehendsten zu Worte gebracht, was um die Mitte des vorigen Jahrhunderts die katholischen Kreise bei dem Aufblühen der protestantischen Litteratur bewegte. Er hat den letzten Versuch gewagt, seine Glaubensgenossen sprachlich von dem protestantischen Deutschland zu emanzipiren und dem großen Streben unserer besten Köpfe nach einer einheitlichen Schriftsprache einen Damm entgegenzustellen.

Schon hatte der Zeitgeist selbst katholische Geistliche erfaßt. Pater Benastasius Liares unternahm alsbald zu Gunsten Gottscheds und seiner sprachlichen Bestrebungen einen wohlgemeinten, jedoch unzulänglichen Angriff auf Dornblüth. In seinen 'vier Sendschreiben wider Herrn P. Augustin Dornblüth', die wahrscheinlich noch 1755 zu Ulm erschienen, zeigte er ein unverkennbares Streben, sich von seinem heimatlichen Oberdeutsch zu emanzipiren. Er verurteilte das Breisgauische Deutsch des Kinzigthals, das er dem Pater Dornblüth beilegt, konnte aber seine eigene Mundart doch nicht verleugnen. Er will sich nach großen katholischen Sprachmeistern gebildet haben, verteidigt aber mit warmen Worten diejenigen Katholiken, die in Gottscheds Schriften sprachliche Belehrung suchen.

Und von jetzt an vernehmen wir in der zweiten Hälfte des 18. Jahrhunderts aus den Reihen der katholischen Geistlichkeit im mittleren Rheinthal einzelne gewichtige Stimmen, die für die allgemeine Litteratursprache eintreten. Der Jesuit Ignaz Weitenauer, der eine Professur für semitische Sprachen an der Universität Freiburg bekleidete, veröffentlichte — „Alles zur größeren Ehre Gottes“

— „mit Erlaubnis der Obern" seine 'Zweifel von der deutschen Sprache vorgetragen, aufgelöst oder anderen aufzulösen überlassen; samt einem orthographischen Lexikon' [1] — ein wertvolles Dokument für den Wandel der Zeiten seit Dornblüth. War dieser fanatisch und sprachlich wie konfessionell intolerant, so ist Weitenauer in Folge des großen Aufschwungs der protestantischen Litteratur zu einem verständigen Kompromiß geneigt. Zumal in der Behandlung des schriftsprachlichen Endungs-e zeigt er ein ernstes Bestreben seine katholischen Landsleute aufzuklären. „Woher entspringt doch dieser unversöhnliche Haß wider das unglückliche e? Ist der Übelklang des armen Buchstaben oder ein unerbittliches altes Vorurteil oder wohl gar die Religion an seiner Verdammung schuld? Von der Religion erstlich zu reden, ist es schwer zu begreifen, wie man sie in die Rechtschreibung eingemischt. Was hat immermehr die Glaubenslehre mit dem e zu thun? Welchen Artikel hat dann derjenige abgeschworen, welcher hie und da ein Nennwort um eine Silbe verlängert?" Es werden Belege aus gut katholischen Schriftstellern, zumal aus Ulenbergs katholischer Bibelübersetzung dafür angeführt, daß auch katholische Texte jenes e (**die Sünde, die Beine, die Hände, die Füße**) anwenden. Auch ist Weitenauer der Ansicht, daß die oberdeutsche Synkope, welche auf den einsilbigen Worttypus des Chinesischen hinführe, keineswegs besonders wohllautend sei. Zudem sei das Oberdeutsche nicht einmal konsequent; man schreibe **ihme, ihne, deme**, auch **denen** (für **den**); **änderen, verbesseren** anstatt **ändern, verbessern**; dazu die überflüssigen e in **Bluet, guet, Mueter, Güeter, Hüeter**. Mit einem Hinweis auf den Wohlklang, den das Endungs-e den gehäuften Konsonanten des Deutschen gebe, schließt der Jesuit seine allgemeine Apologie des lutherischen e; er kommt dann noch im Verlauf weiterer Sprachbetrachtungen auf Einzelfälle zurück, um möglichst eindringlich seine oberdeutschen Landsleute über die Ungefährlichkeit solcher sprachlichen Neuerungen zu beruhigen.

[1] Mir haben davon die 3. und 4. Auflage Augsburg und Freiburg 1768. 1774 vorgelegen.

Fast überall steht Weitenauer in schroffem Gegensatz zu Dornblüth, dessen er nirgends Erwähnung thut. Hatte dieser durchgehends **Briefstellere, Übersetzere, Liebhabere** in der Mehrheit gesagt, so verpönt Weitenauer jenes überflüssige e. War jener für **Predig** und für **Porte** eingetreten, so verteidigt dieser **Predigt** mit der Autorität der Bibelübersetzung Ulenbergs und **Pforte** mit der Neigung der deutschen Sprache, **pf** im Anlaut lateinischer Lehnworte einzuführen. Hatte der Benediktiner **gewest** für **gewesen** gebraucht, so gilt dem Freiburger Professor die alemannische Form für pöbelhaft. Kurz Weitenauer zollt den Lautformen Gottscheds und der Obersachsen kräftige Anerkennung und fördert den Anschluß der oberdeutschen Landschaften an die gemeindeutsche Litteratursprache.[1]

Um dieselbe Zeit wie Weitenauer wirkte in gleichem Sinne, aber mit mehr Energie am kurfürstlichen Hofe zu Mannheim der Hofkaplan Jakob Hemmer, der der sprachlichen Litteratur seiner Zeit lebhafte Studien gewidmet hatte und die grammatischen Werke von Dornblüth, Braun und Weitenauer eben so gut kannte wie die einschneidenden Arbeiten Gottscheds und die antikatholischen Schriften des Megalissus. Er ließ 1769 zu Mannheim eine 'Abhandlung über die deutsche Sprache zum Nutzen der Pfalz' erscheinen, die wesentlich den schlechten Zustand der deutschen Sprache in seiner Heimat (S. 54 ff.) zum Gegenstande hat. Die Endungs-e, die bei seinen katholischen Landsleuten „als affektirt und weibisch, ja als lutherisch" verschrien waren, bilden hier (S. 129 ff.) wie sonst

[1] Überhaupt waren die katholischen Zentren am Mittelrhein hinter der Sprachentwicklung zurück geblieben. Öfters klagen denn auch die kritischen Mitarbeiter der großen Zeitschriften über die katholischen Schriftsteller in den Rheinlandschaften. So heißt es in der Allgemeinen Deutschen Bibliothek 1766 (III, 2, 303) von der deutschen Übersetzung eines französischen Werkes: „Der Übersetzer ist ein Einwohner einer katholischen am Rhein gelegenen Provinz: das sieht man nicht allein an vielen Wörtern und Redensarten, sondern auch an gewissen ganz unleidlichen Wortfügungen und Wendungen, die man nur in katholischen Schriftstellern zu finden pflegt. Der Übersetzer mag erst deutsch lernen!"

den Mittelpunkt des Streites. Hemmer weist darauf hin, daß auch in vorlutherischen Bibeln der verhaßte Sprachtypus (**die Sünde, Herde, Dinge, Tage, Berge**) Gesetz sei, und dringt darauf, die Konfession bei einer so wichtigen nationalen Angelegenheit aus dem Spiel zu lassen. Er ereifert sich besonders gegen das e in Pluralformen wie **Bürgermeistere, Stadtschreibere**, dem Dornblüth gehuldigt hatte, verlangt aber das e in Pluralbildungen wie **die Feinde, Hände, Schafe** und tritt durchgängig für das Obersächsisch Gottscheds ein. Die Provinzialismen der pfälzischen Mundart (**Lašt, Lušt, Gašt; Dad, Dugend, Dochter, daufen, Dag, danzen** u. s. w.; ē für ö in **heren, steren, frelich, bes** u. s. w.) werden durchgenommen, um daran das Ideal einer gemeindeutschen Schriftsprache entwickeln zu können.

Der Erfolg dieser mit guten Beispielen pfälzischer Schreibart durchsetzten Arbeit war gewaltig. Es folgten zahlreiche Streitschriften. Über drei Jahre dauerte der Kampf um die Sprache. Es erschien fortan — so berichtet ein Zeitgenosse, der eine bedeutende Rolle in jener Bewegung spielte — in der Pfalz kaum eine Schrift, die nicht einen sprachlichen Fortschritt zeigte. Hemmer selbst blieb im Mittelpunkt der ganzen Bewegung. Persönlich angegriffen und angefeindet schrieb er 1777 eine 'Verteidigung seiner Abhandlung über die deutsche Sprache' gegen eine anonyme Schmähschrift; freudig erregt gedenkt er darin der Zustimmung, die ihm aus verschiedenen Orten der Pfalz zu Teil geworden, der ernsten Bemühungen zahlreicher Prediger, ihre Muttersprache auf den Kanzeln edler und würdiger zu gebrauchen, sowie des Entgegenkommens in pädagogischen Kreisen, die nach Einführung der so energisch und so ernst empfohlenen Schreibart verlangten. Die Anhänger des alten Schlenders zu gewinnen, wandte sich der Verfasser mit jener eingehenden Verteidigungsschrift von neuem an seine Landsleute. Die Wärme seines Tones und der männliche Ernst seiner nationalen Gesinnung, die sich bewußt in geraden Gegensatz zu Dornblüths lokalem und katholischem Standpunkt stellen, errangen vor Ablauf von 10 Jahren einen völligen Sieg.

An diesem Triumph hatte auch ein Exjesuit einen hervorragenden Anteil. Schon vor der Aufhebung seines Ordens hatte Anton von Klein, ein feuriger Anhänger der aufblühenden deutschen Litteratur, als junger Lehrer im Jahre 1768 die neue Schreibart wie die neuen Dichter in die Jesuitenschule zu Mannheim eingeführt; „als Märtyrer seiner Neuerungsbegierde“ mußte er Mannheim dann auf zwei Jahre verlassen; er wurde nach Erfurt versetzt, aber mit der Aufhebung des Jesuitenordens kehrte er nach Mannheim zurück und wirkte fortan als Professor der schönen Wissenschaften für die neue Litteratur wie für die neue Schriftsprache. Von ihm angeregt, trat im Oktober 1775 die Mannheimer teutsche Gesellschaft ins Leben; der Kurfürst Karl Theodor war durch Klopstock, der im Frühjahr 1775 nach Mannheim gekommen war, für ihre Gründung gewonnen; Lessing, Klopstock und Wieland, später auch Schiller wurden Ehrenmitglieder. Die ersten Jahrgänge der Schriften der kurfürstlichen deutschen Gesellschaft, die noch heute unser Interesse verdienen, sind ein schönes Zeugnis für den schnellen Umschwung, den die katholische Pfalz seit Hemmers zündendem Pamphlet und Kleins fortschrittlichen Neuerungen erfahren hat. Wo noch vor 15 Jahren ausschließlich die französische Sprache in den vornehmen Kreisen wie auf der Bühne und ein ‘barbarisches’ Deutsch auf den Kanzeln geherrscht hatte — so konnte Klein in der Festrede am zehnjährigen Stiftungsfest der Gesellschaft ausführen [1] — blühte jetzt ein reines unverfälschtes Schriftdeutsch. Ein Hofkaplan und ein Jesuit waren es, welche den Anschluß der Pfalz an die Litteratursprache erwirkt hatten. Welcher Wandel der Zeiten!

Eine ähnliche Bewegung fördert auch im südlichen Baden den Fortschritt der Schriftsprache. In Freiburg, wo der Jesuit Weitenauer für einen Kompromiß zwischen Oberdeutsch und Lutherdeutsch eingetreten war, wirkte von Neujahr 1782 eine aus Pro-

[1] Schriften der kurfürstl. deutsch. Gesellschaft zu Mannheim I, 13 ff., dazu auch Seuffert im Anz. f. d. A. 6, 276 ff.

fessorenkreisen hervorgehende Monatsschrift 'der Freimütige' praktisch und theoretisch für die neue Sprache. Nicht ohne Bitterkeit ruft ein Mitarbeiter die Zeit zurück, wo die Jesuitenschulen der Muttersprache Pflege vorenthielten. „Wenigstens waren die Schriften eines Gellerts, eines Rabeners und noch viel mehr eines Geßners selbst Schullehrern verbotene Bücher. Ja sogar Gottscheds Sprachlehre — wie uns ein Exjesuit versicherte — mußte man vor den Oberen verborgen halten. Freilich haben die Katholiken aus diesen Werken viel Gift gesogen. Wenn nichts wäre als das lutherische e, das sie sich durch Lesung derselben allmählich angewöhnten — immer schade genug! Es klang doch ehemals so genuinkatholisch: **die Seel, die Cron, die Sonn, die Blum** u. s. w. — und nun schreiben die unsrigen fast durchgängig: **die Seele, die Krone, die Sonne, die Blume** — wie die leibhaften Ketzer auch schreiben"[1]! —

Wer solche auffällige Thatsachen kennt, kann unmöglich versuchen, Luther aus seiner Stellung im Beginn unserer neudeutschen Sprachgeschichte zu verdrängen. Niemals ist bezweifelt worden, daß der Sprache des Reformators im 16. Jahrhundert in Deutschland die allgemeine Aufnahme versagt blieb. Bereits im Jahre 1870 hat ein feiner Kenner unserer Litteratur[2] an die S. 135 besprochene Thatsache erinnert, daß man noch nach 1779 in Baiern an hochdeutsch verfaßten Schulbüchern die lutherische Wortschreibung und die ketzerische Sprache befehdete, um zu beweisen, daß wir, selbst nachdem das dritte Viertel des 18. Jahrhunderts abgelaufen war, eine in allen Teilen Deutschlands angenommene Schriftsprache noch nicht besaßen. Erst seit der Epoche unserer klassischen Litteratur besitzen wir eine Schriftsprache, welche auch für Oberdeutschland und für die katholischen Kreise Richtschnur und Gesetz geworden ist. Aber dieselben Thatsachen bestätigen auch den wichtigen Satz, daß unsere Litteratursprache an Luther anknüpft.

---

[1] Der Freimütige II. 481 nach Birlinger in der Alemannia IX, 265.
[2] E. Höpfner in Zachers Zeitschrift II, 487.

Das lutherische e — diese Formulirung jesuitischer Sprachlehrer könnte genügen als Beweis für den Zusammenhang unserer Sprache mit der Reformation. Und jenes lutherische e, worin Katholiken damals das wesentlichste Merkmal der verhaßten Litteratursprache erblickt haben, ist nicht der einzige Zug in dem Gesamtbilde unserer Sprache, der auf den großen Reformator weist.

Grade die große Sprachbewegung des 18. Jahrhunderts macht wieder klar, daß mit Luther die Neuzeit für unser Deutsch beginnt. Die Thatsachen, welche zur Entschuldigung der sprachlichen Zustände Oberdeutschlands in der ersten Hälfte des 18. Jahrhunderts dienen können, rücken die Bedeutung unseres Reformators wieder in das hellste Licht. Im Parnassus Boicus wird (1725, XVIII, 409) die Vernachlässigung sprachlicher Bestrebungen im katholischen Oberdeutschland mit dem Übergewicht des unter kirchlicher Sanktion stehenden Latein entschuldigt. Auch ein schwäbischer Sprachgelehrter[1] erblickt darin die Ursache: „Sprache kultiviren und lutherisch sein sei in jenen Landen gleichbedeutend, und die römische Religion begünstige die lateinische Sprache vor der teutschen".

So spiegelt das 18. Jahrhundert die Zustände zu Luthers Zeit wieder. Der Katholizismus mit seiner Kirchensprache war noch immer ein Hemmnis unserer nationalen Entwicklung. Was dem Zeitalter der Aufklärung gelang — es war die Zeit, wo unter deutschen Kirchenfürsten der Wunsch nach einer Nationalkirche laut werden konnte, die Zeit, wo aus katholischen Kreisen auch die Aufhebung des Jesuitenordens gefordert und erzielt wurde — was diese Zeit uns errungen hat, ist die Anbahnung einer geistigen Annäherung von Katholizismus und Protestantismus durch den sprachlichen Anschluß des Südens an den Norden.

[1] Nast, der teutsche Sprachforscher, Stuttgart 1777 in der Vorrede.

I. Zeittafeln zur neuhochdeutschen Sprachgeschichte.

1238 Erste deutsche Kaiserurkunde.

1274—1320 Deutsch wird neben dem Latein Urkundensprache.

1340—1450 Rückgang des Niederdeutschen und Vorrücken des Mitteldeutschen in der Richtung Merseburg-Halle-Magdeburg.

c. 1450 Erfindung der Buchdruckerkunst. — Aufkommen des Wortes 'hochdeutsch'.

c. 1466 Erste hd. Bibel gedruckt.

1472 Erster Druck von Tacitus' Germania.

1486 Verbot deutscher Bibelübersetzungen und deutscher Erbauungsbücher durch Erzbischof Berthold von Mainz.

c. 1500 Abschluß des mechanischen Prozesses der modernen Diphthongirung. — Beginn einer Regulirung der Orthographie in Maximilians Kanzlei.

1502—1515 Maximilian I. läßt das Heldenbuch (Ambraser Handschrift) für sich zusammenstellen.

1503 Wimphelings Polemik gegen das Schwäbische.

1515—1517 Epistolae obscurorum virorum.

1516 Luthers Ausgabe der deutschen Theologie.

1517 Luthers Thesen gegen den Ablaß. — Achtzig deutsche Bücher gedruckt.

1518 150 deutsche Bücher gedruckt. — Letzter (14.) Druck der vorlutherischen Bibel.

1519 260 deutsche Bücher gedruckt. — Köbels Aufforderung an Hutten, deutsch zu schreiben.

1520 Hutten beginnt deutsch zu schreiben. — Murner tritt gegen Luther auf, weil dieser sich der Volkssprache bedient.

1521 Reichstag zu Worms (Verpönung der reformatorischen Schriften). — Eberlin von Günzburg 'fünfzehn Bundsgenossen'.

1522 'Der gestryft Schwytzerbur'. — Luther 'neues Testament deutsch'. — Murner 'großer Lutherischer Narr'. — 680 deutsche Bücher gedruckt.

1523 935 deutsche Bücher gedruckt. — Zweiter Basler Abdruck der Septemberbibel (Adam Petris Glossar).

1524—1525 Einführung der deutschen Messe in den protestant. Gottesdienst. — Erstes Lutherisches Gesangbuch. — Luthers Psalmübersetzung.
1525 Erste deutsche Messe in Wittenberg. — Emsers Annotationes.
1526 Einführung deutscher Psalmen bei den Reformirten zu Basel.
1527 Ickelsamer 'die rechte weis aufs kürzist lesen zu lernen'. — Emsers neues Testament. — Wormser Prophetenübersetzung. — Deutsche Vorlesungen des Theoph. Paracelsus zu Basel.
1528 Joh. Agricolas deutsche Sprichwörter.
1529 Religionsgespräch zu Marburg.
1530 Reichstag zu Augsburg. — Joh. Kolroß' Enchiridion ist auf das Schweizerdeutsch basirt. — Die Züricher Bibelausgaben zeigen fortan nhd. Vokalismus.
1531 Hans Fabritius' Homonymenbüchlein. — Fab. Franck von Bunzlau's Orthographie.
1533 Erstes Handbuch der Logik in deutscher Sprache (Fuchsperger 'ein gründlicher klarer Anfang der natürlichen und rechten Kunst der waren Dialektika').
1534 Luthers deutsche Bibel vollständig. — Dietenbergers katholische Bibel.
1535 Diplomatischer Nachdruck der Lutherbibel durch Rihel in Straßburg.
1537 Ecks Bibel. — Das anonyme Wittenberger Namenbüchlein.
1538 Hochdeutsche Ausgabe von Krantzows pommerischer Chronik.
1539 Hochdeutsche Kirchenordnung in Nordheim.
1541 Onomasticon Ecclesiae von Wizel.
1542—1544 Hd. und ndd. Kirchenordnung für Braunschweig-Lüneburg.
1542 Letzte ndd. herzogliche Reskripte in Mecklenburg.
1544 Beuthers hd. Übersetzung des ndd. Reineke Fuchs.
1548 Das Leipziger Interim sucht dem Latein wieder Eingang in den protestantischen Gottesdienst zu verschaffen.
1548 Stumpfs 'Gemeyner loblicher Eidgenossenschaft Beschreibung' erscheint in Zürich mit nhd. Vokalismus.
1550 Hd. in der Braunschweiger Kanzlei.
1553 Hd. in der Kanzlei von Osnabrück. — Burkart Waldis' Neubearbeitung des Theuerdank.
1558 Der Eisleber Placotomus greift Gelehrte an, die medizinische Werke deutsch herausgeben, zumal den Tübinger Professor Leonh. Fuchs, außerdem den Übersetzer Ryf. — Es erscheint die deutsche Grammatik von Erasm. Wolf.
1560 In Ostfriesland beginnt die Kanzlei hd. zu schreiben.
1563 Luthers Korrektor Walther übt Polemik gegen Bibelnachdrucke.
1566 Mathesius' Leben Luthers.
1571 Simon Rotes Fremdwörterbuch. — Otfrids Christ wird zu Basel gedruckt.

1572 P. Melissus ('die Psalmen Davids in teutschen Reymen') erfindet ein umfassendes System der Vokalbezeichnung, tritt auch für ei-ai ein.
1573 Oelingers und Albertus' deutsche Sprachlehren.
1578 Claius, Grammatica Germanicae linguae.
c. 1580 Letzte Züricher Litteraturwerke mit dem alten schweiz. Vokalsystem; Beginn des franz. Spracheinflusses.
1582 Nath. Chytraeus, Nomenclator.
1596 Eine Braunschweiger Schulordnung verlangt hochdeutsch in der Schule.
1598 P. Melissus tritt wiederum für ei-ai ein.
1603 Das Hochdeutsche wird in Hamburg herrschend.
1604 Letzte ndd. Urkunde in Pommern.
1607 J. R. Sattlers hd. Grammatik für die Schweiz.
1617 Fruchtbringende Gesellschaft in Weimar gegründet.
1621 Letzte ndd. Bibel in Goslar.
1624 Opitz' Buch von der deutschen Poeterei.
1633 Gründung der Straßburger Aufrichtigen Tannengesellschaft.
1639 In Niederdeutschland beginnt die Reaktion gegen das Hochdeutsche (Micrälius 'vom alten Pommerlande').
1643 'Der unartig teutsche Sprachverderber, beschrieben durch einen Liebhaber der redlichen alten teutschen Sprach'. — Zesens deutschgesinnte Genossenschaft zu Hamburg. — Balde, Carmina Lyrica.
1644 Pegnitzschäfer zu Nürnberg.
1647 Rompler tritt wieder einmal für das ausgestorbene bair. ai ein.
1649 Joh. Rist 'friedejauchzendes Deutschland'.
1650 In Schleswig wird der hd. Gottesdienst durch den Superintendenten Klotz gesetzlich.
1652 Lauremberg's ndd. Scherzgedichte.
1658 Rists Elbschwanenorden. — H. J. Rebinger tritt für den Schweizervokalismus ein. — J. M. Schneubers zweite Gedichtsammlung.
1659 Letzte (13.) Auflage von N. Chyträus' ndd. Nomenclator.
1663—1664 Scheidius und Salzmann schreiben Lexika veralteter und ausgestorbener Worte in Luthers Bibel.
c. 1679 Leibnitz 'Ermahnung an die Teutsche, ihren Verstand und Sprache besser zu üben, samt beigefügten Vorschlag einer Teutschgesinnten Gesellschaft'.
1687 Thomasius hält deutsche Vorlesungen in Leipzig.
1697 Görlitzer Gesellschaft in Leipzig.
1700 Gründung der Berliner Akademie.
1704 Aepin-Raupach, 'von unbilliger Verachtung der ndd. Sprache'.
1711 Diederich von Stade's Lutherwörterbuch.
c. 1716 Heräus' Entwurf von Satzungen einer zu gründenden Carolinischen Sprachakademie.

1717 Deutsch übende poetische Gesellschaft in Leipzig. Aus Leibnizens Nachlaß gibt Eccard die Collectanea Etymologica (darin die 'unvorgreiflichen Gedanken, betreffend die Ausübung und Verbesserung der teutschen Sprache') heraus.

1720 letzte (11.) Auflage von Clajus' Grammatica Germanicae linguae.

1725 ff. Parnassus Boicus, eine bair.-jesuitische Zeitschrift.

1730 Benj. Franklin druckt das 1. deutsche Buch in Amerika.

1730—1731 Litzel-Megalissus' antikatholische Sprachschriften.

1732 Haller, Versuch schweizerischer Gedichte. — Bodmers Übersetzung von Miltons verlorenem Paradies.

1732—1744 Leipziger Beiträge zur kritischen Historie.

1748 Gottscheds deutsche Sprachkunst.

1750 Michaelis, oratio de ea Germaniae dialecto qua in sacris faciundis atque in scribendis libris utimur.

1755 Dornblüth, Observationes. — Liares, vier Sendschreiben wider Dornblüth.

1762—1766 Wielands Shakespeare-Übersetzung.

1768 ff. Hemmer und Klein gewinnen die Pfalz für das Schriftdeutsch.

1772 Herder, Ursprung der Sprache.

1773 Aufhebung des Jesuitenordens.

1774 Klopstocks Gelehrtenrepublik.

1775 Gründung der Mannheimer teutschen Gesellschaft.

1777 Fulda und Nasts teutscher Sprachforscher.

1780 Friedrich der Große, De la littérature allemande.

